

Vierteljahresschrift
für Stadtgeschichte,
Stadtsoziologie, Denkmalpflege
und Stadtentwicklung



37. Jahrgang

Heft 3/2010

BAG - Verlag

CHRISTOPH FREYDORF/WERNER HENNIGS

Die mittelalterliche Stadt –
„organisch gewachsen“ oder „geometrisch geplant“?

MARTIN KNÖLL

Die hygienisierte Stadt – von Morgenpromenaden-
vereinen zu postmodernen Health-Games

ULRICH PANTLE

Stadt als betagte Spektakelpotenziermaschine –
zur Darstellung städtischer Lebenswelten in Fibeln

ROBERT KALTENBRUNNER

Ein exponierter Auftritt –
zur Rolle von Weltausstellungen in der Stadtentwicklung

WERNER DURTH

Moderation des Wiederaufbaus –
zum Leben und Werk von Hans Schwippert

JÁNOS BRENNER

Parlamentssitz und Stadtentwicklung –
das ungarische Parlamentsgebäude in Budapest

Die alte Stadt

Vierteljahresschrift für Stadtgeschichte,
Stadtsoziologie, Denkmalpflege und Stadtentwicklung

Herausgegeben von der Arbeitsgemeinschaft Die alte Stadt
in Verbindung mit Gerd Albers, Helmut Böhme, Friedrich Mielke,
Jürgen Reulecke, Erika Spiegel und Jürgen Zieger

Redaktionskollegium:

HANS SCHULTHEISS (Chefredakteur) -
Dr. Nina Ehresmann (Besprechungen)
PROF. DR. HARALD BODENSCHATZ, TU Berlin,
Institut für Soziologie - PROF. DR. DIETRICH
DENECKE, Universität Göttingen, Geographisches
Institut - PROF. DR. ANDREAS GESTRICH,
Deutsches Historisches Institut, London -
PROF. THERESIA GÜRTLER BERGER, Zürich -
PROF. DR. TILMAN HARLANDER, Universität
Stuttgart, Institut Wohnen und Entwerfen -
PROF. DR. JOHANN JESSEN, Universität Stuttgart,
Städtebau-Institut - PROF. DR. URSULA VON
PETZ, Universität Dortmund - VOLKER ROSCHER,
Architektur Centrum Hamburg - PROF. DR.
JOACHIM SCHULTIS, Heidelberg - PROF. DR.
DIETER SCHOTT, TU Darmstadt, Institut für
Geschichte - PROF. DR. HOLGER SONNABEND,
Universität Stuttgart, Historisches Institut.

Redaktionelle Zuschriften

und Besprechungsexemplare werden an die
Redaktionsadresse erbeten:
Die alte Stadt, Postfach 100355, 73728 Esslingen.
Tel.: 0711 - 3512 - 3242, Fax: 0711 - 3512 - 2418.
Email: Hans.Schultheiss@esslingen.de
Internet: <http://www.alte-stadt.de>

Die Zeitschrift Die alte Stadt ist zugleich Mit-
gliederzeitschrift der ca. 110 Städte umfassenden
Arbeitsgemeinschaft Die alte Stadt e.V.

Erscheinungsweise:

jährlich 4 Hefte zu je mind. 88 Seiten.

Bezugsbedingungen:

Jahresabonnement EUR 85,- Einzelheft EUR 24,-
Vorzugspreis für Studierende EUR 64,- jeweils
zzgl. Versandkosten.

Ein Abonnement gilt, falls nicht befristet bestellt,
zur Fortsetzung bis auf Widerruf. Kündigungen
des Abonnements können nur zum Ablauf eines
Jahres erfolgen und müssen bis zum 15. November
des laufenden Jahres beim Verlag oder der Redak-
tion der Arbeitsgemeinschaft Die alte Stadt einge-
gangen sein.

Verlag:

Bernhard Albert Greiner Verlag (BAG-Verlag),
Silcherstraße 14, 71384 Weinstadt
Tel.: +49 (0) 7151/2766-45
Fax: +49 (0) 7151/2766-47
Email: info@bag-verlag.de
Anzeigenleitung: Dr. Claudia Greiner

Mit Namen gekennzeichnete Beiträge geben nicht
unbedingt die Meinung der Redaktion wieder.
Redaktion und Verlag haften nicht für unverlangt
eingesandte Manuskripte. Die der Redaktion an-
gebotenen Originalbeiträge dürfen nicht gleich-
zeitig in anderen Publikationen veröffentlicht
werden. Mit der Annahme zur Veröffentlichung
überträgt der Autor der Arbeitsgemeinschaft Die
alte Stadt und dem Verlag das ausschließliche Ver-
lagsrecht für die Zeit bis zum Ablauf des Urheber-
rechts. Eingeschlossen sind insbesondere auch das
Recht zur Herstellung elektronischer Versionen
und zur Einspeicherung in Datenbanken sowie das
Recht zu deren Vervielfältigung online und offline.
Alle in dieser Zeitschrift veröffentlichten Beiträge
sind urheberrechtlich geschützt. Kein Teil der
Zeitschrift darf außerhalb der engen Grenzen des
Urheberrechts ohne schriftliche Genehmigung des
Verlags in irgendeiner Form reproduziert oder in
eine von Maschinen, insbesondere von Datenver-
arbeitungsanlagen verwendbare Sprache über-
tragen werden.

Druck: Druckerei Willy Schäfer, Waiblingen

© 2010 BAG-Verlag, Weinstadt
Printed in Germany. ISSN 0170-9364
ISBN für dieses Heft: 978-3-86705-075-3

Inhalt

ABHANDLUNGEN

- CHRISTOPH FREYDORF / WERNER HENNINGS, Die mittelalterliche Stadt:
„organisch gewachsen“ oder „geometrisch geplant“? 203
- MARTIN KNÖLL, Die hygienisierte Stadt. Von der Wahl passender
Abflussrohre und dem Eintritt in einen Morgenpromenadenverein bis
hin zur Teilnahme an postmodernen Health-Games 221
- ULRICH PANTLE, Stadt als betagte Spektakelpotenziermaschine. Vorne
Stadt hinten Dorf. Von unvereinbaren Darstellungen kindlicher Lebens-
welten in Fibeln 237
- ROBERT KALTENBRUNNER, Ein exponierter Auftritt. Seit 160 Jahren
spielen Weltausstellungen eine gewichtige Rolle in der Stadtentwicklung –
aber welche? 257

AUTORINNEN / AUTOREN 267**FORUM**

- WERNER DURTH, Moderation des Wiederaufbaus. Zum Leben und Werk
von Hans Schwippert 268
- JÁNOS BRENNER, Parlamentssitz und Stadtentwicklung. Zur Geschichte
des ungarischen Parlamentsgebäudes in Budapest 272
- THERESIA GÜRTLER BERGER / JOHANN JESSEN, Tagungsbericht:
Sanierung der Sanierung. Internationale Städtetagung der Arbeits-
gemeinschaft Die alte Stadt vom 6.-8. Mai 2010 in Limburg an der Lahn 276

BESPRECHUNGEN

- RUDOLF BENL, Das Stadtarchiv Erfurt. Seine Geschichte, seine Bestände
(*Ulman Weiss*) 282

MARC VON DER HÖH, Erinnerungskultur und frühe Kommune. Formen und Funktionen des Umgangs mit der Vergangenheit im hochmittelalterlichen Pisa (<i>Immo Eberl</i>).....	282
FRANZ J. FELTEN (Hrsg.), Städtebünde – Städtetage im Wandel der Geschichte (<i>Immo Eberl</i>)	283
HOLGER STARKE (Hrsg.), Geschichte der Stadt Dresden, Band 3 (<i>Immo Eberl</i>)....	284
RENATE KASTORFF-VIEHMANN, Meilensteine der Architektur. Baugeschichte nach Personen, Bauten und Epochen (<i>Sigrid Auberg-Watzlawik</i>).....	285

Die mittelalterliche Stadt: „organisch gewachsen“ oder „geometrisch geplant“? *Überlegungen zur mittelalterlichen Stadtplanung am Beispiel von städtebaulichen Entwicklungen in Siena im 13. und 14. Jahrhundert*

1. Vorbemerkungen

Vor einigen Jahren haben Klaus Humpert und Martin Schenk mit ihrer Publikation über die „Entdeckung der mittelalterlichen Stadtplanung“ Aufsehen erregt, der zu Folge „die Vorstellung von der über Jahrhunderte ständig gewachsenen mittelalterlichen Stadt aufgegeben werden muss“, weil sich „viele der zunächst organisch erscheinenden Stadtgrundrisse bei näherer Untersuchung als Ergebnisse bewusster Entscheidungen und Leistungen von Planern und Ingenieuren heraus [gestellt hätten]“.¹ „Auslöser“ für ihre These sei in Freiburg die „verblüffende Entdeckung einer Bauflucht in der Herrenstraße“ gewesen, „die exakt auf der Linie eines Kreisbogens verläuft. Zuerst glaubte man an ein Zufallsprodukt. Als jedoch in nächster Nähe nochmals die gleichen Kreisbogen sichtbar wurden, verfestigte sich die erste vage Vermutung, dass die gefundenen Messspuren Teil eines größeren Einmessungssystems sind“ und dass es sich hier „um klassische stadtplanerische Tätigkeiten“ handelt, aus denen „zwingende Folgerungen abgeleitet werden müssen“, nämlich dass „wir mit der Aufdeckung der Bogenkonstruktionen auch dem System der Ersteinmessung der Stadt auf der Spur sind. Die Indizien lassen keine andere Erklärung zu. [...] Ein wichtiges Arbeitsinstrument stellte dabei das Messseil dar.“² Nachmessungen in 47 mittelalterlichen Städten in Mitteleuropa dienen als Beleg für die These, dass die Ordnungssysteme der mittelalterlichen Stadt Ergebnis einer Arbeitsmethodik seien, die auf dem „gesammelten und studierten Wissen der Geometrie, (der freien) Arbeit mit dem Zirkel innerhalb eines geometrisch fixierten Grundgerüsts“ beruhe.³

Eine grundlegende Kritik an den Thesen von Humpert/Schenk aus historischer Sicht wurde schon kurz nach dem Erscheinen des Werkes von Cord Meckseper im Jahr 2002

1 J. Humpert/M. Schenk, Die Erfindung der Stadtplanung im Mittelalter. Das Ende vom Mythos der gewachsenen Stadt, Stuttgart 2001, Klappentext.

2 Ebda., S. 14-15.

3 Ebda, Klappentext.

in dieser Zeitschrift vorgelegt.⁴ Auch die folgende Arbeit widerspricht den Forschungsergebnissen von Humpert und Schenk, indem sie nachweist, dass

1. ihre Ergebnisse historisch keineswegs einen Paradigmenwechsel und damit kein „Ende des Mythos der gewachsenen Stadt“ darstellen, weil dies längst Stand der historischen Stadtforschung ist,
2. die mittelalterlichen Stadtgrundrisse auch nicht primär auf einer spezifischen Arbeitsmethodik mit Messseil und Zirkel oder Peilung beruhen, weil
3. die Ordnungsschemata vielmehr vor allem auf bewussten inhaltlichen Überlegungen zur Raumordnung basierten, die den gesellschaftlichen und politischen Vorstellungen der gesellschaftlichen Gruppen in der mittelalterlichen Stadt einen räumlichen Ausdruck verliehen. Als Beispiel zur Verdeutlichung der Überlegungen werden die städtebaulichen Entwicklungen der Stadt Siena herangezogen, deren Strukturen auch von Humpert/Schenk untersucht und für beispielhaft befunden worden sind.

2. Kein historischer Paradigmenwechsel

Zwar geht die herrschende Lehrmeinung davon aus, dass es „tatsächlich gute Gründe für die Ansicht [gibt], dass die mittelalterlichen Stadtpläne gewöhnlich eher zwanglos als regelmäßig waren“,⁵ aber es wurde zugleich nicht übersehen, dass das städtische Gefüge „so angelegt [war], dass es dennoch ein einheitliches System bildete“ mit einer „deutliche[n] Hierarchie“.⁶ Mumford führt dazu den Begriff der „organischen Planung“ ein, z.B. um mit natürlichen und topographischen Hindernissen umzugehen oder um vorher Begonnenes fortzusetzen:

„Eine organische Planung geht nicht von einem vorher festgelegten Ziel aus, sondern schreitet von Notwendigkeit zu Notwendigkeit oder von Gelegenheit zu Gelegenheit in einer Reihe von Anpassungen fort, die dann in zunehmendem Maße Zusammenhang und Zweck bekommen; sie schaffen einen komplexen, endgültigen Entwurf, der kaum weniger geschlossen ist als ein vorher ausgedachter geometrischer Plan. Städte wie Siena sind der vollkommenste Beweis dafür. Obwohl das letzte Stadium einer solchen Entwicklung zu Beginn nicht – wie bei einer mehr rationalen, ungeschichtlichen Ordnung – deutlich gegenwärtig ist, bedeutet das doch nicht, dass nicht jedes Stück des Planes auf vernünftigen Überlegungen und vorausschauender Absicht beruhe oder dass man als Ergebnis nicht zu einem gewollt einheitlichen und geschlossenen Entwurf gelange. Wer organische Pläne nicht als Pläne gelten lassen will, verwechselt bloße formelle Strenge und Regelmäßigkeit mit Zielbewusstheit, und Unregelmäßigkeit mit geistiger Verwirrung oder technischer Unfähigkeit. Die Städte des Mittelalters widerlegen diese

4 C. Meckseper, „Wer sucht, der findet...“ Zur vorgeblichen Entdeckung der mittelalterlichen Stadtplanung, in: Die alte Stadt 29. Jg., 3/2002, S. 253-256.

5 L. Mumford, Die Stadt, Bd. 1, München 1979, S. 351.

6 L. Benevolo, Geschichte der Stadt, Frankfurt a.M./New York 1983, S. 352.

*formalistische Illusion. Bei aller Verschiedenheit verkörpern sie doch einen allgemein gültigen Plan, und ihre Abweichungen und Unregelmäßigkeiten sind durch die Verbindung von praktischer Notwendigkeit mit ästhetischem Gefühl nicht nur vernünftig, sondern sogar raffiniert.*⁷

Eine solche organische Entwicklung wird von dem italienischen Stadtforscher Enrico Guidoni für die Stadt Siena und den Planungsprozess des Campo beschrieben. Zum Zeitpunkt des ersten Anzeichens der Herausbildung eines öffentlichen Raumes („primo embrione dello spazio pubblico“)⁸ – als die Stadtgemeinde im Jahre 1169 durch die Stadtkonsuln und Amtsleiter den Grund und Boden „Campo San Paolo“ käuflich erwarb –, war der umliegende städtische Raum bebaut von einer spontanen Mischung aus Wohnhäusern und Gärten, in die sich die öffentliche Hand einfügte („vi fosse una spontanea mescolanza di abitazioni e di orti, si venne inserendo il potere pubblico“). Bis etwa 1200 war talseitig eine Stützmauer errichtet und das Regenwasser gesammelt worden, zwei notwendige und zusammenhängende planerische Entwicklungsschritte („due opere chiaramente interdependenti tra loro“), die zur Folge hatten, dass die ursprüngliche, der Topographie und der Geographie geschuldete Unkontrollierbarkeit des Terrains nunmehr mit der nachfolgenden räumlichen Folgerichtigkeit kontrastiert („la vocazione topografica derivante [...] da forze incontrollabili e dalla geografia [...] sono in chiaro contrasto con la successiva coerenza spaziale“).⁹ Zur gleichen Zeit begann sich in Siena immer deutlicher ein Bewusstsein von öffentlichem Interesse zu formieren; 1210 wurde die Bevölkerung und das sich entwickelnde Bürgertum als politische Kraft anerkannt, die unter der Bezeichnung „Gemeinde“ eine effiziente, auf Gleichgewicht und Kontinuität bedachte Entwicklung der öffentlichen Arbeiten vornahm: „Sotto la denominazione ‚Comune‘ si deve scorgere [...] una organizzazione pubblica non solo efficiente, ma veramente rappresentativa della parte attiva della popolazione, una amministrazione che trovava il suo equilibrio nella brevità delle cariche e nella continuità temporale delle opere pubbliche.“¹⁰

Um diese Kontinuität der städtischen Planungen zu gewährleisten, wurden in zahlreichen italienischen Städten Bau-Statute erlassen: in Pisa 1162, Verona 1228, Volterra 1224, Viterbo 1251, Parma 1255. In Siena trägt das Statut von 1262 die Überschrift „Constitutum Communis Senesis“, der Titel der Ausgabe von 1309 lautet: „De le mura, fossi, porte, carbonaie, ponti, fonti, vie et strade del comune di Siena.“¹¹

Um die Einhaltung der Statuten zu gewährleisten, fanden in Siena speziell jeweils in der ersten Maihälfte ausgedehnte Bausitzungen statt, über die genau Protokoll geführt und über die z.B. im Statut von 1309 detailliert berichtet wurde. Siena hatte schon

7 L. Mumford (s. A 5), S. 352.

8 E. Guidoni, Il Campo di Siena, Roma 1971, 22.

9 Alle Zitate E. Guidoni, ebda.

10 Ebda., S. 23.

11 W. Braunfels, Mittelalterliche Stadtbaukunst in der Toskana, Berlin 1979, S. 88 f.

1218 einen allgemeinen Straßenplan, „an den man sich nachweislich fast ein Jahrhundert gehalten hat“.¹² Auch gab es zur öffentlichen Beurteilung von Bauprojekten städtische Baubeamte: in Siena eine jährlich neu gewählte „Sechserkommission, zwei aus jedem Stadtdrittel, von denen einer ein Notar sein musste, die die Straßenbauarbeiten überwachten“.¹³

Um 1300 wird in Siena sogar „eine neue Behörde gegründet, deren Beamte alle begonnenen Bauten zu besichtigen haben, um Überbauungen und Verengungen öffentlicher Straßen und Plätze zu verhindern“.¹⁴ Als Schönheitsideal hat das Mittelalter eher regelmäßige Grundrisse vorgezogen. Die Florentiner Stadtschreibung von 1339 verzeichnet „voll Stolz“, wie Braunfels notiert, dass die meisten Straßen der Stadt breit und gerade seien. Der Pater Fra Giordano da Rivalto betont die Kürze, Gleichförmigkeit und Einheitlichkeit der geraden Straße als Sinnbild und Ebenmaß der moralischen Vollkommenheit: „dalla via torta alla via diritta si pongono i savi quattro grandi differenze: prima [...] in brevitare; la seconda [...] inconformitate; postea in unitate. [...] Tutte queste quattro sono scritte nel grande libro della scienza della geometria, in quella bella e sutile arte del misure.“¹⁵

Ein Blick auf die von Humpert/Schenk dokumentierten Stadtgrundrisse bestätigt die Verwirklichung dieses Schönheitsideals in der überwiegenden Zahl der Fälle. Allerdings finden wir in zeitgenössischen Quellen auch abweichende Meinungen, die gerade die Straßenkrümmung als Ebenmaß hervorheben, und zwar aus prominenter Herkunft. So hebt der in Rom und Florenz tätige Baumeister und Kunsttheoretiker Leon Battista Alberti hervor, dass „innerhalb der Stadt [...] die Straße nicht gerade sein [soll], sondern wie ein Fluss hierhin und dorthin und wieder nach derselben früheren Seite in weicher Biegung gekrümmt. [...] Denn abgesehen davon, dass sie dort, wo man sie weit überblicken kann, die Stadt größer erscheinen lässt, als sie ist, trägt sie in der Tat auch zur Schönheit, Zweckmäßigkeit und zu den wechselnden Bedürfnissen der verschiedenen Jahreszeiten außerordentlich bei. Und wie schön wird es sein, wenn sich einem beim Spazierengehen auf Schritt und Tritt allmählich immer mehr Gebäudeansichten darbieten, so dass jeder Hauseingang und jede Fassade mit ihrer ganzen Breite mitten auf der Straße aufmarschiert“.¹⁶

Die Krümmungen und Bögen sind also in der mittelalterlichen Stadtplanung keineswegs unbekannt, wie Humpert/Schenk suggerieren, sondern stellen, wenngleich eher als Ausnahme, durchaus ein anerkanntes formales und gleichzeitig städtebaulich-ästhetisch begründetes Planungsideal dar.

12 Ebda., S. 99.

13 Ebda., S. 96.

14 Ebda., S. 109.

15 Zit. nach W. Braunfels (s. A 11), S. 102.

16 Ebda., S. 101.

3. Primat der inhaltlichen Planung

Die Thesen von Humpert/Schenk sind wesentlich von der Arbeitsmethodik mittelalterlicher Stadtplanung getragen. Sie stellen sich als Grundlage des mittelalterlichen Städtebaus eine Einmessung der Mauerverläufe, Straßenzüge und Gebäudefassaden mit Messeilen und Messstangen vor – eine Methode, die sie in zahlreichen Feldversuchen auf Tauglichkeit überprüft und für geeignet befunden haben.¹⁷ Dabei ist ihnen nicht entgangen, dass zuvor das „Gelände von allen Hindernissen zu befreien, ein Feld zu glätten und für den Neuanfang zu befreien war“,¹⁸ eine Voraussetzung, die wohl in vielen Fällen bei den Städten im Mittelalter nicht der Fall war, denn gerade viele der von Humpert/Schenk vorgestellten italienischen Städte waren auch schon vor den mittelalterlichen Stadtgründungen existent, und selbst bei Neugründungen waren wesentliche Teile der zukünftigen Stadt schon bebaut und somit Messvorgängen im Wege.

Auch im Zentrum von Siena befand sich auf dem zu überplanenden Terrain des zukünftigen Campo ein Bestand von Häusern und Gärten, darunter herrschaftliche Gebäude und Türme („In questi spazi angusti [...] vi fosse una spontanea mescolanza di abitazioni e di orti, [in cui] si venne inserendo il potere pubblico“),¹⁹ und es ist weder vorstellbar noch durch die erwähnten städtebaulichen Protokolle belegt, dass diese markanten Gebäude für einen Messvorgang abgerissen worden wären.

Vielmehr ist belegt, dass die erstarkte städtische Macht, d.h. das städtische Bürgertum, („veramente rappresentativa della parte attiva della popolazione“), hier einen Baukomplex plante, der die räumlichen und gesellschaftlichen Strukturen der Stadt in Einklang mit den historischen Gegebenheiten brachte, eine „urbanistica [...] che con il passare del tempo (viene) sempre piu a coincidere con il complesso delle relazioni strutturali della società, [...] sempre a contatto con la realtà storica“²⁰ Bevor dieses einzigartige Beispiel einer kollektiven bürgerlichen Stadtbaukunst in Siena („esempio unico di arte urbana collettiva“) in ihren formalen und inhaltlichen Leitideen und -konstruktionen vorgestellt wird, müssen allerdings einige theoretische Leitlinien allgemeiner Raumordnung dargelegt werden.

3. Über die Konstitution von Raum und die Konstruktion von Orten

Landschaften und Räume sind nicht einfach für sich existierend vorhanden, sondern haben sich im Verlauf eines mehr oder minder lang andauernden gesellschaftlichen Konstruktionsprozesses herausgebildet.²¹ In diesem Sinne können sie auch als

17 J. Humpert/M. Schenk (s. A 1), S. 69-77.

18 Ebda., S. 71.

19 E. Guidoni (s. A 8), S. 23.

20 Ebda.

21 Vgl. M. Löw, Raumsoziologie, Frankfurt a.M. 2000.

das räumliche „Archiv einer Gesellschaft“ angesehen werden, in dem sich deren Kultur und Erfahrungen widerspiegeln.

„Landschaften [und Räume] sind Texte, die von Individuen und Gruppen geschrieben und gelesen werden“,²² d.h. eingebunden in einen gesellschaftlichen Kontext. Der Konstitutionsprozess räumlicher Texte umfasst eine aktive und eine passive Seite: Wie im sprachlichen Kommunikationsprozess ein Sender sprachliche Zeichen an einen Empfänger übermittelt, so platzieren Akteure an Orten bestimmte materielle und soziale Güter (Kodierung), die eine Botschaft enthalten, welche von anderen entschlüsselt werden kann (Dekodierung). Der aktive Teil des Konstitutionsprozesses, das „Spacing“, besteht im Anordnen, in der Herstellung von räumlicher Struktur, der passive Teil, die „Syntheseleistung“, umfasst die Interpretation und Rezeption der vorgefundenen räumlichen Ordnung und Struktur.

Das „Spacing“ wird in der Regel von Individuen und gesellschaftlichen Gruppen vorgenommen, die über die notwendigen materiellen und sozialen Ressourcen verfügen und in der Lage sind, die von ihnen geschaffene räumliche Ordnung in einem sozialen Regelwerk festzuschreiben sowie in gesellschaftlichen Institutionen einzulagern und zu verankern. Innerhalb der natürlichen Vorgaben, welche nur bedingt abgeändert werden können (wie z.B. Gebirge), sind räumliche Strukturen deshalb als gesellschaftliche Strukturen anzusehen, denn in ihnen spiegelt sich eine gesellschaftliche Hierarchie. Auf der anderen Seite werden die sozialen Gruppen, die nicht über das materielle, soziale und kulturelle Kapital zum „Spacing“ verfügen, durch die „Syntheseleistung“ auch über die räumlichen Strukturen sozialisiert.²³

„Ort“ und „Raum“, „place“ und „space“ sind dabei zu verstehen wie in der Linguistik „parole“ und „langue“ (de Saussure) bzw. „performance“ und „competence“ in Chomskys Terminologie. Während die Termini „parole“ / „performance“ alle die sprachlichen Zeichen umfassen, die dem konkreten Rede- und Schreibakt entspringen, bezeichnen die Termini „langue“ / „competence“ die dem sprachlichen System zugrunde liegenden relevanten Einheiten und Kombinationsregeln, aus denen mündliche (Sprechakte) und schriftliche Texte generiert werden. Kommunikationstheoretisch formuliert handelt es sich also um die Unterscheidung zwischen „message“ (parole/performance) einerseits und „code“ (langue/competence) andererseits. Nur die „message“ ist der direkten Beobachtung und empirischen Erfassung zugänglich, denn sie allein artikuliert sich in der „Oberflächenstruktur“ (surface-structure; Chomsky) während der „code“ dem nicht native-speaker wegen seines Nicht-Eingebundenseins in die „Tiefenstruktur“ (deep-structure) zunächst verborgen bleibt und erst auf der Grundlage vieler „messages“ (konkreter Texte) analytisch erschlossen werden kann.²⁴

22 Vgl. P. Knox/S. Marston, Humangeographie, Heidelberg 2001.

23 M. Löw (s. A 21), 226.

24 W. Hennings, On the Constitution of Space and the Construction of Places: Java's Magic Axis; in: J. Wassmann/K. Stockhaus (Hrsg.), Person, Space and Memory in the Contemporary Pacific, Vol.1: Ex-

In Anwendung der linguistischen Theorie auf eine Theorie von Raum können Orte als konkrete „räumliche Texte“ nur auf der Grundlage der Kenntnis des entsprechenden räumlichen Systems mit seinen relevanten Einheiten und Regeln generiert (kodiert) und verstanden (dekodiert) werden. Dieses räumliche System („Raum“ in der Terminologie von M. Löw) ist immer gesellschaftlich und kulturell geprägt, d.h. räumliche Kommunikation („spacing“ und „Syntheseleistung“) ist zunächst einmal unter Mitgliedern einer sozio-kulturellen Gruppe mit gemeinsamer Geschichte möglich, während Außenstehende zum Verständnis von Orten und räumlichen (An)ordnungen sich wie bei Fremdsprachen immer erst analytischen Zugang zum „Code“, d.h. dem jeweils sozio-kulturell und spezifisch geprägten räumlichen System mit seinen relevanten Einheiten und Regeln verschaffen müssen.²⁵

Durch „Spacing“ und „Syntheseleistung“ werden zunächst rein topographisch markierte Orte gesellschaftlich kenntlich gemacht als eine „relationale (An-)Ordnung sozialer Güter und Menschen an Orten“. Diese Orte, d.h. die räumlichen Strukturen und Ordnungen, entfalten in der gesellschaftlichen Wahrnehmung bestimmte „symbolische Wirkungen“, die „atmosphärische Qualität“ des Raumes.²⁶ Über die atmosphärische Qualität fühlen sich die Menschen in bestimmten räumlichen Ordnungen wohl oder von ihnen abgestoßen, heimisch oder fremd, und sie reagieren auf die atmosphärische Qualität von Orten mit Zustimmung oder Ablehnung. Orte schaffen deshalb über symbolische Wirkungen und atmosphärische Qualitäten Attraktivität, Identität und Zugehörigkeitsgefühle (Inklusion), sind aber auch geeignet, über die räumliche Ordnung organisierte Ausgrenzungen vorzunehmen (Exklusion).²⁷

Ergebnis der atmosphärischen Qualität von Orten kann dann eine „emotionale Ortsbezogenheit“ (sense of place) sein,²⁸ eine feste Bindung zwischen Menschen und Orten, die Summe menschlicher Empfindungen durch Verknüpfung von persönlicher Erfahrung mit symbolhaften Bedeutungen vor Ort.

Emotionale Ortsbezogenheit entsteht durch einen bestimmten Ablauf des räumlichen Wahrnehmungsprozesses, der sich an „Elementen kognitiver Bilder“ festmacht, mit Hilfe derer die Informationen aus der Umwelt gefiltert und selektiert werden, weil sie prägend für Imagination und Erinnerung sind. Typische Grundelemente kognitiver Bilder sind:

- ▷ „Pfade“, d.h. die Bahnen der Begegnung wie z.B. Straßen,
- ▷ „Begrenzungen“, d.h. Barrieren der Abgrenzung wie z.B. Küsten, Gebirge, Flüsse als natürliche Mauern, Gräben und Kanäle als anthropogene Begrenzungen,

periencing new worlds, New York / Oxford, S. 125-145.

25 Vgl. ebda.

26 Vgl. M. Löw (s. A 21), S. 224, 229.

27 Ebda., S. 228.

28 P. Knox/S. Marston (s. A 22), S. 284; vgl. auch Feldforschungsberichte bei S. Feld/K.H. Basso (Hrsg.), Senses of Place, Santa Fe 1996, bis hin zur „Topophilie“ bei M. Löw (s. A 21), S. 290.

- ▷ „Bezirke“, d.h. Areale mit charakteristischen Merkmalen, welche Menschen – geistig und/ oder real – betreten und verlassen können, wie z.B. Geschäftsviertel, Regierungsviertel, ethnische und kulturell geprägte Viertel,
- ▷ „Knoten“, d.h. strategische Punkte der Orientierung und Begegnung wie z.B. Kreuzungen und Plätze und schließlich
- ▷ „Landmarken“, d.h. physisch-geographische Bezugspunkte wie z.B. besondere Oberflächenformen.

Elemente kognitiver Bilder erzeugen beim Betrachter von Orten symbolische Wirkungen und atmosphärische Qualitäten, die diejenigen, die über die entsprechenden materiellen, sozialen und kulturellen Ressourcen verfügen, dazu motivieren, Orte zu „Schauplätzen“ zu inszenieren und räumliche Ordnungen zu schaffen, die „Geschichten“ erzählen (narrative Räume) und die in ihrer symbolischen Wirkung eine Atmosphäre des Staunens, der Faszination und des kulturellen und gesellschaftlichen Halts, der Zugehörigkeit und der Identität vermitteln, wodurch zugleich die bestehenden Macht- und Herrschaftsverhältnisse reproduziert und legitimiert werden können.

Im folgenden geht es darum, an einem topographisch klar eingegrenzten und markierten Ort ganz konkret zu untersuchen, „welche symbolische, emotionale und subjektive Bedeutung [dieser] bestimmte räumliche Ausschnitt“ für die Gesellschaft besitzt und wie die spezifische „sozialkulturelle Bedeutung“ dieser räumlich relationierten symbolischen Konstruktion entstanden ist und sich weiter reproduziert.²⁹

4. K. Humperts und M. Schenks Verständnis der städtischen Struktur Sienas – ein Musterbeispiel „formalistischer Illusion“ ohne jeden semantischen Gehalt

Siena wird von Humpert/Schenk als Paradebeispiel zur Untermauerung ihrer These angesehen, denn „nirgendwo sonst finden sich die eleganten Straßenbögen in solcher Perfektion“. ³⁰ Auffallend seien vor allem die beiden ins Stadtzentrum führenden, sich in Schlangenlinien krümmenden Straßen Via banchi di Sopra und Via Banchi di Sotto sowie die abgerundete Trapezform des Campo: „Die Straßengabel der Via Banchi di Sotto und der Via Banchi di Sopra zeigt eindeutige Kreisbögen. Die Untersuchung ergab ein primäres System, mit dem die beiden Straßenzüge eingemessen wurden. In dieses System ist die besondere Geometrie des Campo eingebunden.“³¹ (vgl. Abb. 1). Wenn man die Länge der von Humpert/Schenk angenommenen Messstrecken (bis zu 2.000 Fuß, d.h. bis zu 700 Meter) und die Topographie betrachtet, so fällt es schwer an die Praktikabilität der Messungen zu glauben. Allein die bis zu 700 m langen Messeile und die

29 Vgl. B. Werlen, Sozialgeographie. Eine Einführung, Bern/Stuttgart/Wien 2000, S. 348 f.

30 K. Humpert/M. Schenk (s. A 1), S. 186.

31 Ebda., S. 187.



Abb. 1:
Mittelalterliche
Stadtplanung in
Siena nach Humpert/
Schenk; aus: *K. Hum-
pert/M. Schenk*
(s. A 1), S. 193.

Tatsache, dass einige Messvorgänge über steile Abhänge und tiefe Geländeeinschnitte hätten vorgenommen werden müssen (z.B. in Abb. 1: von M3 nach P14/P15 oder von M5 nach P17/P18 oder von M4 nach P11/P17) lassen die Praxis der Messungen reichlich unwahrscheinlich erscheinen. Hinzu kommt, dass es sich in der Mehrzahl der Messstrecken um seit langem eng bebautes städtisches Gelände handelt, das einen Messvorgang mit Seilen unmöglich erscheinen lässt. Angesichts dieser rein praktisch kaum zu überwindenden Schwierigkeiten stellen sich nicht nur die Autoren „immer wieder die Frage, warum dieser Aufwand getrieben wurde und welche Bedeutung dieser Vermessungsarbeit beizumessen ist. In Siena ist die Antwort klar. Einzig der Ästhetik wegen werden diese Anstrengungen unternommen, die in Vielem den untersuchten deutschen Städten ähnlich bzw. gleich sind. Sollte auch dort der Wunsch nach der Gestalt das zentrale Motiv sein?“³²

32 Ebd., S. 195.

Die rein formalistische Betrachtung der städtischen Strukturen durch Humpert/Schenk findet zwar ihre formale Bestätigung im Funktionalismus der mittelalterlichen Urbanistik eines Leon Battista Alberti (der im Übrigen trotz seiner überragenden Bedeutung für die mittelalterliche Stadtplanung in den Ausführungen von Humpert/Schenk unverständlicher Weise keine Berücksichtigung findet), lässt aber zugleich jegliche inhaltliche, über die rein ästhetisch begründete Interpretation des städtischen Gefüges hinaus gehende Würdigung der planerischen Vorgänge und der historisch entstandenen städtebaulichen Strukturen vermissen. Die folgende Analyse der städtischen Strukturen Sienas versucht, dieses Defizit auf der Grundlage der im vorangehenden Abschnitt skizzierten theoretischen Leitvorstellungen über die Konstitution von Raum und die Konstruktion von Orten zu beheben und die Vorstellungen über mittelalterliche Stadtplanungsprozesse dahin zu lenken, wo sie hin gehören: in den Kontext einer historisch und soziologisch begründeten Theorie von Raum und der Herausbildung von Orten.

Ausgangspunkt der Analyse sind jeweils Beobachtungen zu den „Grundelementen kognitiver Bilder“, also die räumlichen Figuren von „Pfaden, Begrenzungen, Bezirken, Knoten und Landmarken“, die dann hinsichtlich ihrer symbolischen Wirkungen und atmosphärischen Qualitäten daraufhin interpretiert werden, inwieweit sie zu einer spezifischen Identität von „Orten“ beitragen, die ihrerseits wieder Grundlage gesellschaftlicher Prozesse wie Inklusion und Exklusion werden.

5. Die Herausbildung der städtischen Strukturen in Siena

Im Grundriss des Stadtplans von Siena heben sich zwei Elemente („Pfade“ und „Knoten“) deutlich aus der Umgebung heraus: die beiden im Zentrum zusammenlaufenden Handelsstraßen Via Banci di Sopra (Richtung Norden, nach Florenz und Lucca) und Via Banci di Sotto (Richtung Süden, nach Rom), die in ihrer Verlängerung in die Via di Città führen (Richtung Südwesten, in die Maremma und ans Meer) einerseits und der südlich der Straßengabelung gelegene zentrale städtische Platz Campo („Knoten“).

Die beiden Straßen Via Banci di Sopra und Via Banci di Sotto sind in ihrem zentralen Bereich Abzweigungen der alten Handels- und Pilgerstraße Francigena, die zuvor die Stadt geradlinig auf dem Höhenrücken ca. 100 m östlich der heutigen Wegegabelung verlief. Historisch belegt ist der heutige bogenförmig geschwungene Verlauf der Straßen bereits im Jahr 1029, also fast 200 Jahre früher als von Humpert/Schenk angenommen.³³

Bevor spezieller auf die städtebauliche Entwicklung eingegangen wird, sollten noch einige Bemerkungen zur historischen Entwicklung Sienas im Hochmittelalter gemacht werden. In der Folge des Investiturstreits zwischen den deutschen Kaisern und den römischen Päpsten opponierten in den oberitalienischen Städten die Parteien der Ghibelli-

³³ Vgl. E. Guidoni (s. A 8), S. 21.

nen (kaisertreu) mit den Guelfen (papsttreu), ein Parteienkonflikt, der sowohl zwischen Städten (z.B. zwischen Florenz und Siena) als auch innerhalb der Städte (Adel versus Bürgertum) ausgetragen wurde. Die ghibellinische Dominanz des Stadt-Adelsging Ende des 12. Jahrhunderts langsam zu Ende, und mehr und mehr konnten guelfische Händler die Kontrolle über das weiterhin unabhängige Siena gewinnen.³⁴ Samuel K. Cohn charakterisiert diese Epoche als einen lange währenden Machtkampf zwischen alten aristokratischen Familien (den „Gentiluomini“) und nichtadeligen Händler-Eliten (den „Popolani“). Als ein wichtiges Eckdatum nennt er das Jahr 1147, in welchem sich die Händler Elemente der Mitbestimmung erstritten. Einen vorläufigen Höhepunkt sieht er im Jahr 1287, in welchem sich die Dominanz der Popolani in einem Magistrat der Neun („Governo dei Nove“) manifestierte. Von dieser rein „bürgerlichen“ Regierung der Neun (von 1287 bis 1355) waren Adelige ausgeschlossen. Von nun an wurden das städtische Leben und die Stadt in baulicher Hinsicht bürgerlich geprägt.³⁵ Als prägnantes Zeichen des Endes der Adelherrschaft wurden alle vom Stadtadel erbauten und bewohnten „Geschlechtertürme“ in den Städten (mit wenigen Ausnahmen; z.B. San Gimignano) bis zur Höhe der umliegenden bürgerlichen Bauten abgerissen – eine symbolische Kastration, zugleich Symbol für die neue bürgerliche Gleichheit, die auch in Siena bis auf den Turm Ballati, von dem die im weiteren Stadtplanungsprozess wichtigen Peilungen ausgingen, vollzogen wurde.

Der Verlauf der beiden übergeordneten zentralen Straßen ist zunächst einmal weitgehend der Topographie geschuldet, denn beide sind auf dem Grat der nord-südlich verlaufenden Höhenlinien angelegt. Auffällig ist die absolute Symmetrie der beiden Straßen Via di Banchi di Sopra und Via di Banchi di Sotto („sono infatti ribaltabili su se stesse per circa seicento metri intorno all'asse [...] costruttivo ideale“).³⁶ Genauere Beobachtungen zeigen, dass die Wegführung eben um der absoluten Symmetrie willen an bestimmten Punkten von der topographisch vorgegebenen Linienführung abweicht: Die Symmetrie ist gewollt, weil sie in ihrem Schnittpunkt den idealen Mittelpunkt der Stadt und zugleich in ihrem Verlauf die jeweiligen idealen Achsen der drei antiken und mittelalterlichen Stadtteile („Bezirke“) darstellt (vgl. Abb. 2); und in der Tat ist dieser Ort in unmittelbarer Nähe zu dem Punkt, an dem alle wichtigen Straßen Sienas ideal zusammen treffen (vgl. Abb. 3).

Die drei Achsen Sienas sind die Arterien der Stadt; sie, die die Verbindung zu den weiter entfernt liegenden anderen mittelalterlichen Handelszentren herstellen, symbolisieren die Kraft, der die Stadt ihre Existenz und ihren Wohlstand verdankt: dem Handel. Entlang dieser Lebensadern wurden die großen und repräsentativen Stadtpalais der Handelsaristokratie platziert („lungo queste arterie vengono costruiti i palazzi del

34 Vgl. W.M. Bowsky, *A Medieval Italian Commune – Siena Under The Nine 1287-1355*, Berkeley 1981, S. 160.

35 Vgl. S.K. Cohn, *Death and Property in Siena, 1205-1800*, Baltimore 1988, S. 5.

36 Vgl. E. Guidoni (s. A 8), S. 26.



Abb. 2: 3 Achsen, 3 Stadtteile – 1 Zentrum, aus: E. Guidoni (s. A 8), S. 21.

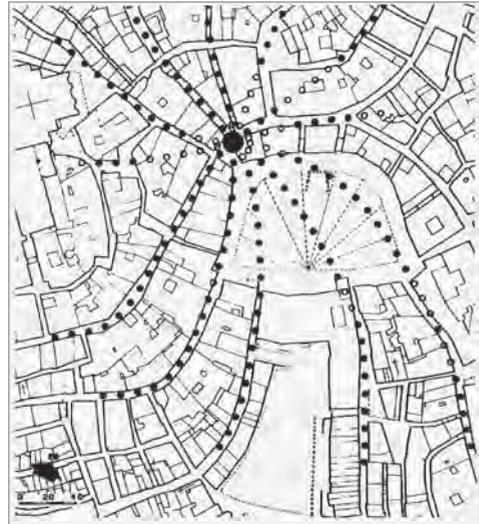


Abb. 3: Idealer zentraler Treffpunkt von 12 radialen Straßen im Zentrum, aus: E. Guidoni (s. A 8), S. 21.

nuovo centro cittadino“),³⁷ wie z.B. der Palazzo Salimbeni (Via Banchi di Sopra), der Palazzo Piccolomini (Via Banchi di Sotto) und der Palazzo Chigi-Saracini (Via di Città), während am Treffpunkt der drei Achsen, im idealen Mittelpunkt der Stadt, die Kaufmannschaft selbst ihren repräsentativen Sitz in der Loggia della Mercanzia hatte.

Der zentrale städtische Platz Sienas („Knoten“) stellt sowohl räumlich-strukturell als auch gesellschaftlich-funktional eine Besonderheit dar; seine Einzigartigkeit weist den Platz als eine bewusste städteplanerische Konstruktion von singularer gesellschaftlicher Bedeutung für das städtische Selbstverständnis und die städtische Identität aus. Die räumlichen Strukturen repräsentieren das gesellschaftliche Leben der Stadt und den institutionellen Charakter, den der Platz im Organismus des städtischen Gefüges einnimmt: „nel Campo e della vita sociale che vi si svolge, emerge soprattutto il carattere istituzionale della piazza [...] un vero e proprio organismo distinto all' interno dell' organismo cittadino“.³⁸ Funktional ist der Campo vor allem ein Platz des Volkes und der Demokratie, wo vor dem Rathaus (Palazzo Pubblico) Versammlungen abgehalten werden und Feste und Spiele stattfinden, während andere wichtige städtische Funktionen vom Campo an andere Plätze verlegt werden: wirtschaftliche Funktionen (Markt) weiter südlich auf die Piazza del Mercato, sakrale Funktionen weiter westlich auf die Piazza del Duomo und die militärischen Funktionen an die Stadtmauer und die städtischen Tore.

³⁷ Ebda., S. 26.

³⁸ Ebda., S. 29.

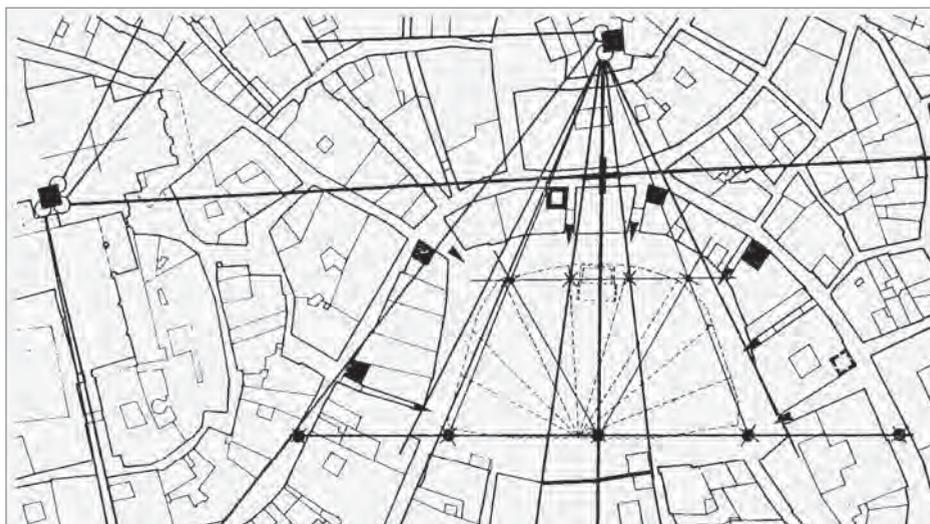


Abb. 4: Einmessung des Campo, aus: E. Guidoni (s. A 8), S. 24.

Die geometrische Positionierung des Campo in der spezifischen Form des Trapezes wurde durch Vermessung vorgenommen, allerdings nicht mit dem Messeil, wie Humpert/Schenk sich dies vorstellen, sondern vermutlich per Peilung. Ausgangspunkt der Vermessung ist der frühmittelalterliche Turm Ballati, unmittelbar nördlich des Treffpunktes der drei städtischen Achsen Via Banchi di Sopra, Via Banchi di Sotto und Via di Città an der Piazza di Indipendenza gelegen. Von hier aus wurde das „ideale Zentrum“ der Stadt angepeilt (vgl. Markierung. '+' in Abb. 4); in der Verlängerung wurde dann die Mittellinie des Campo eingemessen, mit der Loggia della Mercanzia und dem Brunnen im Norden sowie dem Palazzo Pubblico im Süden. Im rechten Winkel zur Mittellinie verläuft quer durch den Brunnen die obere Trapezlinie, die untere Trapezlinie wird durch die Einmessung eines sich an der oberen Trapezlinie orientierenden gleichseitigen Dreieckes gefunden, an das sich zu beiden Seiten zwei gleichschenklige Dreiecke anfügen (vgl. Abb. 4).

Die Motivation der gesellschaftlichen Akteure im mittelalterlichen Siena des 13. und 14. Jahrhunderts, mit der Konstruktion des Campo über symbolische Wirkungen des Ortes atmosphärische Qualitäten zu erzeugen, lässt sich wie folgt interpretieren: Der Campo kann als gesellschaftlicher Treff- und Kommunikationsmittelpunkt der Stadt verstanden werden. Eingebettet zwischen der Loggia della Mercanzia (ökonomischer Mittelpunkt: Handel als Quelle des Wohlstands), dem direkt anschließenden Brunnen (biologischer Mittelpunkt: Wasser als Quelle des Lebens) und dem Palazzo Pubblico (politischer Mittelpunkt: das Rathaus als Quelle der kommunalen Entscheidungen) ist

der Campo selbst das Zentrum des gesellschaftlichen Lebens in der Stadt, seitlich begrenzt durch die Gebäude entlang der innerstädtischen Achsen Via di Città im Westen und Via Banchi di Sotto im Osten sowie markiert durch sechs nunmehr geschleifte Geschlechtertürme des sienesischen Adels. Die städtische Gesellschaft erhielt öffentlichen Zugang zu ihrem Zentrum durch 12 Straßen, die in der Abbildung durch Pfeile gekennzeichnet sind, wobei der mittlere westliche Zugang (Chiasso delle Vacche) heute verbaut ist.

Nun ist bei der Betrachtung der räumlichen Figur des Campo nicht zu übersehen, dass die Form des Trapezes nur die zugrunde liegende geometrische Figur, keineswegs jedoch die tatsächliche räumliche Gestalt ist. Diese ist nicht durch gerade Linienführung mit Ecken und Kanten, sondern durch sanfte Rundungen und Kurven geprägt. Bei der Deutung der räumlichen Figur des Campo drängen sich laut E. Guidoni Anleihen aus der zeitgenössischen Kunst förmlich auf („I paralleli con l'arte del tempo sono quasi obbligati“).³⁹ In Gemälden von Simone Mattini, Lippo Memmi, Matteo di Giovanni und Ambrogio Lorenzetti findet er figürliche Entsprechungen zwischen der räumlichen Figur des Campo und den künstlerischen Figuren der Maler („la figura del Campo corrisponde in modo perfetto non solo alle prime opere di Simone, ma anche all' intero arco della esperienza artistica senese fino al secolo XV“).⁴⁰ Insbesondere in der Madonna dei Raccomandati von Lippo Memmi und der Assunta von Matteo di Giovanni ist unschwer die Figur des Oberkörpers der Maria zu erkennen, eingehüllt in einen sich nach unten öffnenden Mantel mit in der Mitte zum Gebet gefalteten Händen (vgl. Abb. 5). Auch die von den 12 Jüngern (12 Zugänge zum Campo) umgebene Maesta von Ambrogio Lorenzetti (Abb. 6) mit dem Jesuskind im Schoß und unter dem Schutz des Mantels fügt sich symbolisch in dieses Bild.

Daraus ergibt sich die These, dass das abgerundete Trapez des Campo als Mantel der Gottesmutter verstanden werden kann. Die Stadt Siena gab sich nach dem Sieg von Montaperti über Florenz (1260) den Namen „Civitas Virginis“, Stadt der Heiligen Jungfrau, und widmete sich konstitutive Bauten und Kunstwerke, z.B. die Capella di Piazza und den Brunnen des Campo, wo die Jungfrau mit ihrem Kind den zentralen Platz auf dem Relief einnimmt: „la convivenza di sacro e profano è documentata di continuo nella vita del campo“.⁴¹ Eine weitere Bestätigung der These, dass das abgerundete Trapez den Schutz gewährenden Mantel der Gottesmutter darstellt, ist in einem Holzschnitt zu sehen, der im Museo Civico in Siena ausgestellt ist: Über der Stadt schwebend breitet die Madonna ihren Mantel schützend über die Stadt (vgl. Abb. 7). Ein ähnliches Gemälde befindet sich an einer Säule der zentralen Sala del Mappamondo im Palazzo Pubblico von Siena, das ebenfalls einen Heiligen darstellt, der mit seinem Mantel die Stadt Siena schützend birgt. Der Mantel als göttlicher Schutz für christliche Städte war in der spät-

39 Ebda., S. 52.

40 Ebda.

41 Ebda., S. 57.

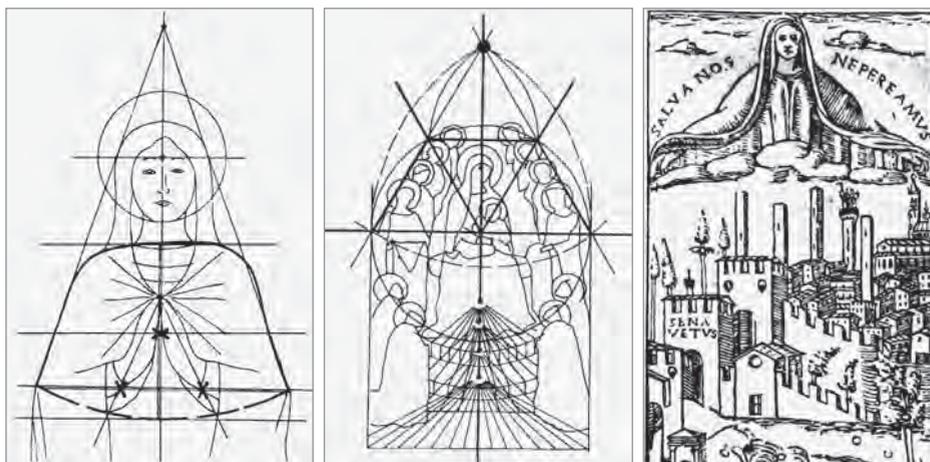


Abb. 5, 6, 7: Assunta von Matteo Di Giovanni (li.), Maestà von Ambrogio Lorenzetti (mi.), Siena protteta im Museo Civico (re.), aus: E. Guidoni (s. A 8), S. 59-47.

mittelalterlichen Metaphorik durchaus üblich. Berühmt geworden ist ein Gemälde von Taddeo di Bartolo, das den Heiligen San Gimignano zeigt, der schützend seinen Mantel um die Stadt hüllt, die in seinem Schoße ruht.

6. Sienas Achsen und der Campo – eine lebendige Einheit, gewachsen und doch geplant

Die vorstehenden Beobachtungen und Überlegungen haben gezeigt, dass Humpert/Schens Untersuchungen speziell zur städtischen Struktur Sienas ein Paradebeispiel formalistischer Illusionsbildung darstellen: Die Gestaltung des öffentlichen Raumes der Stadt demonstriert eindrucksvoll, dass in der Stadtplanung nicht die Methode, d.h. das Messeil, dominiert, sondern eindeutig der Wille des erstarkten Bürgertums zu einer inhaltlichen Gestaltung mit dem Primat der Erzeugung symbolischer Wirkungen. Dabei greifen die „Spacings“ alle wesentlichen Grundelemente kognitiver Bilder zur Strukturierung und Gestaltung des städtischen Raumes auf:

- ▷ Drei übergeordnete Straßen („Pfade“) verbinden die Stadt mit den wichtigsten anderen Handelszentren der Zeit und führen Fremde (zwangsweise: Steuern, Wegezoll) direkt in die städtischen Zentren (Märkte, Dom und Rathaus).
- ▷ Dabei dienen die übergeordneten Höhenzüge („Landmarken“) als Ausgangspunkt und Grundlage der Straßenführung, die jedoch nachgebessert wird, um ein vollkommenes Ebenmaß in der Symmetrie der Via di Banchi di Sopra und der Via di Banchi di Sotto zu erzeugen.

- ▷ Zugleich ist der Verlauf der drei „Pfade“ so angelegt, dass sie nicht nur exakt in der Stadtmitte zusammentreffen, sondern auch die jeweilige Mittellinie der drei sienesischen Stadtteile („Bezirke“) darstellen.
- ▷ Der zentrale Platz der Stadt („Knoten“) liegt in unmittelbarer Nähe zum Treffpunkt der drei Straßen und erhält von hier aus seinen Hauptzugang. Der Campo ist der Ort für die Bürger der Stadt, wo sie in Versammlungen und Sitzungen alle zur Entwicklung und zum Wohlergehen der Stadt notwendigen Entscheidungen treffen. Das Rathaus, der Palazzo Pubblico, in der Mitte der Südseite des Platzes gelegen, weist den Entscheidungsträgern den richtigen Weg und hält ihnen zugleich vor Augen, was passiert, wenn sie vom Pfad der bürgerlich-demokratischen Tugenden abweichen: Die Wände des Sitzungssaales des Rathauses wurden von Ambrogio Lorenzetti mit einem eindrucksvollen Fresko ausgemalt: „Über die gute und die schlechte Regierung“. Der Campo ist der Ort der Politik, des Volkes und der Demokratie: der *res publica*. Insofern ist die Gestaltung des Platzes mit seinen Gebäuden geprägt von größter Symbolik für den bürgerlich-demokratischen Willen der Stadt. „Eine *res publica*“, schreibt der amerikanische Stadtsoziologe Richard Sennett, „umfasst allgemein die Beziehungen zwischen Leuten, die nicht durch Familienbande oder andere persönliche Beziehungen miteinander verknüpft sind; sie bezeichnet das, was eine Masse, ein ‚Volk‘, ein Gemeinwesen verbindet“. ⁴² Die Teilnahme an der *res publica* ist mehr als eine Angelegenheit beiläufiger Auftritte auf den Foren des öffentlichen Lebens in der Stadt – sie äußert sich in Siena vor allem in deren Gestaltung. Dies wird auch bis heute noch deutlich an der Gestaltung der Fassaden der an den Platz grenzenden Gebäude, der Grenze zwischen öffentlichem und privatem Raum („Begrenzungen“). Das Ebenmaß und die Harmonie in der Wahl der architektonischen Stilmittel – Gebäude- und Geschosshöhe, Fenstergestaltung, Verbot jeglicher Balkone und die Einheitlichkeit der Baumaterialien – belegen nicht nur einen dezidierten städtischen Planungswillen, sondern auch ein hohes Bewusstsein von der Bedeutung der bürgerlich-demokratischen Grundwerte: So wichtig die bürgerliche Freiheit auch immer sein mag, im Rahmen der städtischen Gemeinschaft haben doch Gleichheit und Einigkeit (Brüderlichkeit) Vorrang. Der Freiheit individuellen Gestaltungswillens wurde genügend Spielraum bei der Anlage städtischer Palais an den drei Hauptstraßen der Stadt gegeben, wie eindrucksvoll zu sehen u.a. an den schon erwähnten Palazzi Salimbeni, Piccolomini und Chigi-Saracini.

Diese kognitiven Bilder und ihre symbolischen Wirkungen erzeugen atmosphärische Qualitäten, die die Stadt Siena zu einem „Schauplatz“ machen, zu einer „Bühne“, zu einem „narrativen Raum“. Die räumlichen Strukturen „erzählen“ die Geschichte der Stadt in ihrer Sprache, der Sprache der Architektur, der Stadtplanung, der Kunst. Und

42 R. Sennett, *Verfall und Ende des öffentlichen Lebens*, Frankfurt a.M. 1986, S. 16.

sie vermitteln darüber eine „Botschaft“ (message), in der sich das Selbstverständnis der Sieneser in Vergangenheit und Gegenwart widerspiegelt. Während Humpert/Schenk mit ihrer Interpretation der städtischen Strukturen nichts anderes finden, als sie auch in den 46 anderen von ihnen untersuchten Städten gefunden haben, nämlich Fragmente von Bögen beliebiger Radien im Verlauf von Straßen, ist der hier gewählte Ansatz der Interpretation des städtischen Raumes geeignet, Einzigartigkeiten und Unverwechselbarkeiten aufzuzeigen.

Es sind genau diese Einzigartigkeiten und Unverwechselbarkeiten, die auch heute noch die Sieneser stolz auf ihre Stadt sein lassen und die für die Nicht-Sieneser die Stadt so attraktiv machen, dass sie jährlich in Scharen die Stadt besuchen und staunend auf dem Schauplatz der lokalen Geschichte und vor der baulichen Kulisse eines gemeinschaftlichen Schaffens stehen, die den Ort von allen anderen unterscheidet. So zu sein wie kein anderer und zugleich so zu sein wie alle anderen, lautet die kurz gefasste Definition von Identität. Der öffentliche Raum im Zentrum Sienas verdeutlicht, was darunter zu verstehen ist: Der Campo und die drei ins Zentrum führenden Straßen unterscheiden sich in ihrer räumlichen Struktur nach außen, d.h. in der Sicht der auswärtigen Betrachter, weltweit von allen räumlichen Strukturen anderer Städte, und zugleich sind sie in ihrer Intentionalität und in ihrem semantisch-symbolischen Gehalt nach innen, d.h. für die Sieneser gleich und damit identisch.

Im öffentlichen Raum Sienas sind so in einem kontinuierlichen Prozess des „Spacings“ durch verschiedene gesellschaftliche Kräfte und Gruppen Platzierungen materieller und sozialer Güter vorgenommen und so ein Raum konstituiert worden, der in seiner „relationalen Ordnung“ Orte mit spezifischen „symbolischen Wirkungen“ miteinander verknüpft, die sich in ihrer „atmosphärischen Wahrnehmung“ zu einem „narrativen Raum“ verdichten; ein Raum, der die „große Erzählung“ der Stadt in der Sprache der Geographie vorträgt.

Die räumliche Ordnung des Zentrums wird von allen Menschen der Stadt als das verstanden, was sie symbolisch repräsentiert und für sie atmosphärisch ausstrahlt – als einzigartige räumliche und gesellschaftliche Konstruktion von Orten, die sie magisch anziehen, an denen sie sich heimisch fühlen und ein Gefühl der kulturellen Zugehörigkeit entwickeln und wo sie sich stolz gegen Fremde abgrenzen können. In der Rezeption und Interpretation (Syntheseleistung) der räumlichen Ordnung erfahren die Sieneser in Routinen, d.h., in ihren regelmäßigen sozialen Praktiken der alltäglichen Daseinsgrundfunktionen – die alle vor Ort verdichtet vorhanden sind, denn hier wird massenhaft gewohnt, gearbeitet, eingekauft, sich erholt, gebildet und am Verkehr teilgenommen – das große Erlebnis einer stabilen Identitätsbildung: so zu sein wie alle anderen Bewohner der Stadt und zugleich so zu sein wie keine andere Gesellschaft, Geschichte und Kultur, nämlich einzigartig und unverwechselbar.

Der öffentliche Raum Sienas ist ein Musterbeispiel dafür, was M. Augé als Ort bezeichnet: „Orte haben zumindest drei Merkmale gemein. Sie verstehen sich als iden-

tisch, relational und historisch. Der Grundriss, [...] die Residenzregeln, die Zonen, [...] die Altäre, die öffentlichen Plätze, die Aufteilung des Territoriums entsprechen jeweils einer Gesamtheit von Möglichkeiten, [...], deren Inhalt sowohl räumlich wie sozial konnotiert, [...] konstitutiv ist für die individuelle Identität⁴³; ein Ort, an dem sich für eine ganze Gesellschaft räumlich konzentriert und strukturell vernetzt die „symbolische, emotionale und subjektive Bedeutung der Kultur [dieses] bestimmten erdräumlichen Ausschnitts“ entfaltet.⁴⁴

43 M. Augé, *Orte und Nicht-Ort*, Frankfurt a.M. 1994, S. 64.

44 B. Werlen (s. A 29), S. 348.

Martin Knöll

Die hygienisierte Stadt

*Von der Wahl passender Abflussrohre und dem Eintritt
in einen Morgenpromenaden-Verein bis hin zur Teilnahme
an postmodernen Health Games*

1. Urbanität und Gesundheit

Das Verhältnis zwischen Gesundheit und Stadt hat eine bewegte Vergangenheit. Die Lehre von der Gesunderhaltung des Menschen, die sogenannte „Hygiene“, schrieb sich ihr unterschiedlich stark ein. Spätestens mit der Adaption naturwissenschaftlich angeleiteter Arbeitsweisen Mitte des 19. Jahrhunderts beeinflusste die Hygiene Entstehung, Struktur und Gestalt der modernen Architektur und Stadtplanung derart wesentlich, dass man von einer „Hygienisierung der Stadt“ sprechen kann.

Deren vorläufiges Ergebnis allerdings, die „hygienisierte Stadt“, entspricht längst nicht den heutigen Anforderungen an eine „gesunde Stadt“. Die gesundheitlichen Gefahren des Lebens in den modernen Metropolen haben sich augenfällig und in der westlichen Welt sogar grundlegend gewandelt. An die Stelle der bakteriologischen Epidemien wie der Pest, Cholera oder Typhus sind heute so genannte „Zivilisationskrankheiten“ getreten. Diese werden weniger durch bakterielle Infekte verursacht, als durch eine Kombination aus persönlicher Veranlagung, Verhaltensweisen und den räumlichen sowie sozialen Lebensumständen von Millionen Menschen weltweit.

Zunehmend warnt die Presse vor der „epidemischen“ Verbreitung krankhaften Übergewichts, Herz-Kreislauf-Erkrankungen oder Typ-2-Diabetes, die insbesondere in den urbanen Metropolen zu beobachten sei. Mittlerweile werden beispielsweise zwischen fünf und zehn Prozent der nationalen Gesundheitsbudgets westlicher Industrieländer allein für die Behandlung von Diabetes und dessen Folgen ausgegeben.¹

Der Frage, ob und mit welchen Mitteln die Stadtforschung auf diese veränderten Herausforderungen der Zivilisationskrankheiten reagieren kann, soll der Versuch zur Seite gestellt werden, das Verhältnis von Hygiene und Stadt aus einer neuen Perspektive heraus zu beleuchten. Ausgangspunkt hierfür bilden die persönlichen Lebensregeln

1 Vgl. Artikel-Reihe „Bad Blood“ der New York Times, <http://www.nytimes.com>.

des „Diätetikers“. Dessen bürgerliche „Selbst-Techniken“² folgen der ständigen Bestätigung, man sei krank oder doch zu mindestens davon bedroht. Damit *komplementiert* die Diätik die *sich hygienisierende* Stadt und weist uns den Weg zu den mobilen, computergestützten Gesundheitsassistenten, die in der postmodernen Welt zum Einsatz kommen. Als Entwicklung der Architektur- und Städtetheorie führen uns diese sozialen und virtuellen Systeme einen bisher kaum wahrgenommenen, „unsichtbaren“ Teil der gesundheitsorientierten Stadtplanung vor Augen. Dieser zielt dabei immer weniger auf den Um- und Neubau als auf den gesundheitsorientierten *Gebrauch der Stadt* ab.

2. Die sichtbare Stadt

Wir kennen zur Genüge die Bilder der ungesunden Industriestadt des 19. Jahrhunderts. Insbesondere die katastrophalen Wohnverhältnisse in Manchester, Liverpool oder London gehören zu den Hauptsymptomen der verheerenden Armut der Arbeiterklasse im liberalen politischen und ökonomischen Klima der frühen Industrialisierung. Die sich in Großbritannien seit den 1830er Jahren entwickelnde öffentliche Gesundheitspflege aber lenkte die Aufmerksamkeit der Bürger und Behörden nicht auf die soziale Ungleichheit, sondern auf den Schmutz und den Gestank in den Arbeitervierteln. Sie verlagerte damit die Diskussion vom sozialpolitischen auf ein städtebauliches Terrain.³ Die damit verbundene sprichwörtliche „Reduktion der sozialen Frage auf die Wahl geeigneter Abflussrohre und Wasserleitungen“ beeinflusste mit zeitlicher Verzögerung auch die kontinentale Gesundheits-Debatte.⁴ Auch hier gewannen naturwissenschaftliche, „ökologisch orientierte“ Disziplinen fortan die Oberhand in der öffentlichen Wahrnehmung und verdrängten eine „vormoderne“ Diätetik. Diese hatte im Wesentlichen aus auf Erfahrung beruhenden persönlichen Verhaltensregeln bestanden.⁵ Erkenntnisse aus den „wissenschaftlichen“ und empirischen Versuchen dagegen, u.a. durch Pettenkofer in München, ließen sich wunderbar in Gesetze und Bau-Normen überführen.⁶ Aus diesem Grund konnte sich ein eingeschränktes Verständnis der Hygiene durchsetzen, das seitdem als die sichtbare „hygienisierte Stadt“ wahrgenommen wird. Sichtbar deshalb, weil sie bauliche Gestalt annahm.

2 Vgl. M. Foucault, *The Care of the Self*, Vol.3, *The History of Sexuality*, London 1984, S. 44 ff.

3 Vgl. G. Göckenjan, *Kurieren und Staat machen. Gesundheit und Medizin in der bürgerlichen Welt*, Frankfurt a.M. 1985, S. 120.

4 A.I. Hardy, *Ärzte, Ingenieure und städtische Gesundheit*, Frankfurt a.M. 2005, S. 90.

5 M. Rodenstein, *Mehr Licht, Mehr Luft. Gesundheitskonzepte im Städtebau seit 1750*, Frankfurt a.M. 1988, S. 76 ff.

6 Siehe Pettenkofers „Respirationsapparat“, mit dessen Hilfe die Zirkulation von Zu- und Abluft in geschlossenen Räumen untersucht wurde. Die Erkenntnisse daraus fanden später in Form von Normen für Fensteröffnungen und „Maximal-Belegungen“ von Schlafräumen in Mietwohnungen Eingang in die Städtebauliteratur.

3. Collage der unsichtbaren Stadt

Die nachfolgende Schilderung versteht sich als die in Arbeit befindliche Collage einer anderen „hygienisierten Stadt“.⁷ Sie nimmt ihren Ausgangspunkt im Paris des Präfekten Haussmann, in dem die Bürger – zur gleichen Zeit als deren *gebaute* hygienisierte Stadt entsteht – beginnen, diese mit gesundheitsorientierten Nutzungen zu überlagern, etwa dem organisierten, morgendlichen Spazierengehen. Zwei Beispiele von Ideal-Stadtentwürfen der Renaissance sollen daraufhin verdeutlichen, wie eng Stadt-Form und Stadt-Nutzung miteinander verknüpft werden, gerade wenn sich die Autoren um eine öffentliche Gesundheitsversorgung bemühen. Leonardos „hydraulische Maschinen“⁸ geben uns das Stichwort zur modernen Architektur. Die „wissenschaftlich-funktionalen“ Prothesen des „Neuen Bauens“ versuchten dem modernen Menschen in so ziemlich allen Lebensbereichen möglichst nahe auf den Leib zu rücken – und blieben doch „Innerer-Schweinehund-Überwindungs-Maschinen“ für Einzelne. Von der Überlagerung sportlicher und sozialer Interaktionen im Wolkenkratzer des Downtown Athletic Clubs in Manhattan gelangen wir schließlich zu einem postmodernen Verständnis der hygienisierten Stadt. Der Werbe-Clip für einen mobilen Gesundheits-Service zeigt, wie dieser seine Teilnehmer dazu motivieren möchte, etwas für ihre Gesundheit zu tun. Es geht dabei weniger um eine Neuplanung als um die Implementierung moderner Kommunikationstechnik in den bestehenden Stadtraum.

4. Die Haussmannisierung von Paris

Ein Prototyp der „hygienisierten Stadt“ entsteht im Paris der 1850er und 1860er Jahre. In dem autoritären Regime Napoleon III. konnte der Pariser Polizeipräfekt Eugene Haussmann Karriere machen, um mit einem beispiellosen Stadtumbauprojekt auf die politischen Unruhen von 1848 zu reagieren. Dem alten Pariser Wegenetz ließ Haussmann Straßen in einer Gesamtlänge von 95 Kilometern hinzufügen, darunter insbesondere breite, prächtige Boulevards. Diese durchschnitten gerade jene mittelalterlichen Strukturen rigoros, in denen sich Jahre zuvor die revoltierenden Arbeiter verbarrikadieren konnten.⁹ Dazu gesellte sich die groß angelegte Errichtung der primären Infrastruktur nach britischem Vorbild: Kanalisation, Wasserleitungen, Gasbeleuchtung und ein öffentliches Verkehrsnetz mit Pferdeomnibussen. Es folgten der Bau von Schulen,

7 Die weitgehend chronologische Anordnung dieser „Collage“ ist mit der Hoffnung verbunden, durch eine einfache, lineare Struktur die Menge an Klebstoff zwischen den Projekten sichtbar werden zu lassen um besser an den verbindenden Thesen arbeiten zu können.

8 University of the Arts, London, Universal Leonardo: Leonardo da Vinci online, <http://www.universal-leonardo.org/work.php?id=519>

9 Vgl. F. Engels, Über die Umwelt der arbeitenden Klasse, Gütersloh 1970, S. 20 (Bauwelt Fundamente, Bd. 27).

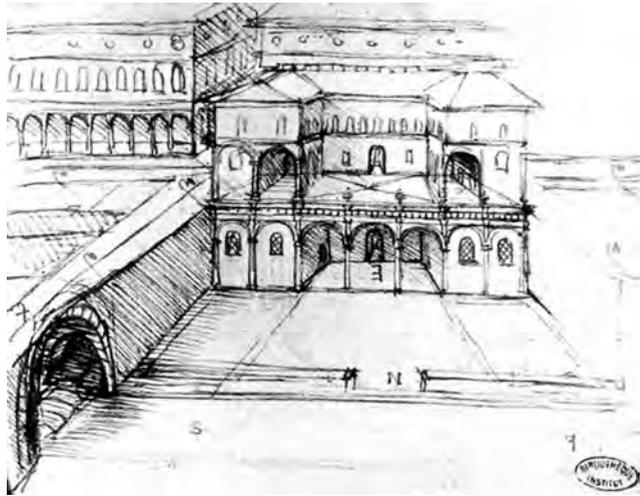


Abb. 1:

Entwurf für das Haus eines Nobelmans in Leonardo da Vincis Stadt auf zwei Ebenen, um 1487-1490; aus: P. Galluzzi, (Hrsg.), Leonardo da Vinci – Engineer and Architect, Montreal, 1987, S. 298.

Krankenhäusern, Kollegien, Kasernen, Gefängnissen und öffentlichen Parks.¹⁰ Diese Maßnahmen kann man als ein „hygienisches Upgrade“ der bürgerlichen Stadt verstehen, welches ähnlich wie die öffentlichen Gesundheitsreformen zuvor in Großbritannien vor allem ökonomische und politische Ziele verfolgte.¹¹ Gesundheitliche Aspekte scheinen allenfalls vorgeschoben. Es war vielmehr die der Arbeiterklasse zugeschriebene Unmoral, der Schmutz, der Unrat und das, so Haussmann, „revolutionäre Potenzial der Aufruhr- und Barrikadenviertel“, das die bürgerliche Stadt bedrohte und durch die „große Transformation“ buchstäblich aus Paris „herausgespült“ werden sollte.¹²

5. Morgenpromenadler

Die zahlreichen Kritiker dieses modernen Paris empfanden die geradlinigen, von uniformen Fassaden eingefassten Boulevards im Vergleich zu den alten gekrümmten Gassen als stumpfsinnig und megaloman. Unter ihnen finden sich viele begeisterte Spazier- und Fußgänger. Noch während der Bauarbeiten beklagt sich Charles Baudelaire nach einem Spaziergang über eine der vielen Baustellen in der Nähe des Louvre, wie schnell das alte Paris, „dieses Feld von alten Hütten“, voll von funkelndem „Trödelkram“

10 L. Benevolo, Die Geschichte der Stadt, Frankfurt a.M. 1983, S. 846.

11 Siehe hierzu insbesondere die Rolle des britischen „Lebensreformers“ Lord Chadwick, der versprach, „durch Sauberkeit die Moral der Arbeiter zu heben und sie von Alkoholgenuss und aufrührerischen Aktivitäten fern zu halten.“, in: A.I. Hardy (s. A 4), S. 90.

12 Vgl. hierzu Memoires du Baron Haussmann, Paris 1893 (2. Aufl.), Bd. 3, S. 54, zit. in W. Kieß, Urbanismus im Industriezeitalter. Von der klassizistischen Stadt zur Garden City, Berlin, 1991, S. 140.



Abb. 2:
Haussmann – der Abrisskünstler, 1854,
aus: *L. Benevolo*, *Die Geschichte der Stadt*,
Frankfurt am Main/New York 1983, S. 836.

und „Tierbuden“ gestorben sei.¹³ Walter Benjamin stellt in seinen Studien zur „Hauptstadt des 19. Jahrhunderts“ zwei Gruppen von Fußgängern gegenüber: Zum einen der moderne „Passant, der sich einkeilt in die Massen“ auf den breiten Gehsteigen der neuen Boulevards und zum anderen die Figur des beobachtenden Flaneurs. Letzterer hatte durch die Stadt streifend, lustvoll das Leben in sich aufsaugen wollen. Er schätzte dabei den „Spielraum“ der alten Gassen und insbesondere die vom Straßenverkehr geschützten und hell erleuchteten Passagen. Als Figur des Anti-Bürgers flanierte er, subversiv und ironisch, wie Benjamin betont, eine Schildkröte an der Leine führend, von der er sich demonstrativ die Geschwindigkeit vorgeben ließ. Der Flaneur protestierte damit nicht zuletzt gegen die Arbeitsteilung, das Spezialistentum und die Betriebsamkeit des Fortschritts, welcher durch Haussmanns Paris verkörpert wurde.¹⁴

Der Gang durch die neutralen, lichten Straßen des „hygienisierten“ Paris sollte dagegen eher dem Wandern durch die freie Natur gleichen. Getreu dem amerikanischen Naturschützer-Diktum „Take only photographs, leave only footprints!“ sollte man die langen Boulevards durchschreiten und bewundern, sich jedoch nicht für längere Zeit darin

13 Siehe „Der Schwan“ in *Ch. Baudelaire*, *Die Blumen des Bösen*, München 1925; im Original: *Les fleurs du mal*, 1857.

14 *W. Benjamin*, *Charles Baudelaire, ein Lyriker im Zeitalter des Hochkapitalismus, Zwei Fragmente*, Frankfurt a.M. 1969, S. 57.



Abb. 3:
Jacques Henri Lartigue,
Avenue du bois du
boulogne, 1911.

aufhalten.¹⁵ Sigfried Giedion, Bewunderer der Ingenieurskunst des Präfekten Haussmann, beschreibt dessen „Geniestreich“ letztlich darin – durch seine Straßen, die sich bis zum Horizont erstrecken –, „es der großen Masse ermöglichen [zu wollen], *außerhalb* der Stadt zu leben.“¹⁶ Gleichsam sollte das effiziente Wegenetz rund um den Place d’Étoile die Bewohner der feinen, zentral gelegenen Bürgerhäuser auf sauberem und schnellstem Wege in eine „natürliche“ Umgebung befördern. Letztere hatte soeben in Form der stilisierten englischen Landschaftsgärten, z.B. des Bois de Boulogne, Einzug in die Stadt gehalten. In diese „Lunge von Paris“ sollte die Bürgerschaft an ihren freien Tagen kommen, um inmitten von sorgsam angelegten Miniatur-Bergen, Tälern und Seen zu promenieren.¹⁷

Die Mitglieder so genannter „Morgenpromenaden-Vereine“ drehten in eben jenen Parks allmorgendlich ihre Runden. Sie richteten sich nach dem Ratgeber „Die physische Lebenskunst“ von 1864 des Leipzigers Mediziners Hermann Klencke, nachdem „jeder Mensch, gerade der am Comptoir-, Büro- und Aktentisch gefesselte Berufsmensch, [aus Gesundheitsgründen] jeden Morgen früh bei gutem und schlechtem Wetter eine Stunde promenieren“ soll. Der Club verpflichtete seine Mitglieder unter Androhung einer „konventionellen Strafe für unbegründetes Versäumnis“ sich frühmorgens an bestimmten, „von der Stadt entfernten Orten“ einzufinden.¹⁸

15 Übersetzt aus dem Englischen (M.K.): „For most of us the country or the wilderness is a place we walk through and look at, but seldom make things in or take things from (remember the famous Sierra Club dictum, ‚take only photographs, leave only footprints‘).“ R. Solnit, *Wanderlust – A History of Walking*, London / New York, 2001, S. 174.

16 S. Giedion, *Raum, Zeit, Architektur. Die Entstehung einer neuen Tradition*, Basel 1976, S. 461.

17 Ebda., S. 454.

18 H. Klencke, *Die Physische Lebenskunst Oder: Praktische Anwendung Der Naturwissenschaften Auf Förderung Des Persönlichen Daseins*, 1864, S. 76 f.

Auch Immanuel Kant wird nachgesagt, argwöhnisch sämtliche Körperfunktionen beobachtet und dokumentiert zu haben: „Er bestimmte sich ein ganz festes, völlig unverrückbares Maß an Schlaf: morgens um fünf aufstehen, abends um zehn ins Bett gehen. Sein Zimmer wurde streng nach dem Thermometer sommers wie winters immer auf derselben Temperatur gehalten. Er rauchte, um die Verdauung zu befördern, er ging spazieren nicht zum Vergnügen, sondern als gesundheitliche Maßnahme.“¹⁹

Hierdurch wird deutlich, warum manch einer für dieses „hygienische promenieren“ in einen Verein eintreten mochte. Noch dazu in einen, der mit drakonischen Strafen aufwartete, falls man zum verabredeten Spaziergang unbegründet fehlen sollte. Die Schwemme von populärwissenschaftlicher Ratgeberliteratur im 19. Jahrhundert hatte das frühere „Oberschichten- und Gelehrtenprogramm“ der Diätetik innerhalb des Bürgertums verbreitet.²⁰ Der *medizinisch-aufgeklärte* Bürger sah sich fortan als „Manager des eigenen Körpers“, der alleinverantwortlich all jene Faktoren zu berechnen und organisieren hatte, die sein Wohlergehen bestimmen.²¹ Die Mitgliedschaft in einem „Morgenpromenaden-Verein“ sollte das geplagte Gewissen der Städter beruhigen, das durch die „hygienisierte Stadt“ Haussmanns angestachelt wurde. „Denn“, so schreibt Klencke weiter, „der von träger Bequemlichkeit nur zu leicht überwältigte Kulturmensch bedarf eines solchen Zwangs, der ihn zugleich an frühes Aufstehen ermahnt.“²²

6. Utopia

Die Sozial-Utopisten der Renaissance hatten Jahrhunderte zuvor ihren Gesellschaftsentwürfen ein ähnliches Menschenbild zu Grunde gelegt. An einen Bürger jedenfalls, der in „emanzipatorischer Selbstbestimmung“ etwas für die Gesundheit tun würde, war für Thomas Morus in seinem politischen Staatsroman „Utopia“ von 1516 nicht zu denken. Er regelte daher vorsorglich das alltägliche Leben bis ins kleinste Detail ihrer Lebenswelt hinein.²³ Eine intakte Gesundheit stellt dabei für jeden Einwohner Utopias das „größte Vergnügen“ dar. Morus selbst hatte 1485 durch die letzte große Pest-Epidemie in London seine Mutter und zwei seiner Geschwister verloren.²⁴ Charakteristisch für die Hygiene in den humanistischen Sozialutopien ist nun, dass man hier größten Wert

19 Bei Kant wächst sich diese diätetische Wachsamkeit schließlich zur Hypochondrie aus; vgl. *H. Boehme/G. Boehme*, *Das Andere der Vernunft – Zur Entwicklung von Rationalitätsstrukturen am Beispiel Kants*, Frankfurt a.M. 1983, S. 392.

20 *I. Egger*, *Diätetik und Askese – Zur Dialektik der Aufklärung in Goethes Romanen*, München 2001, S. 96.

21 Siehe *D. Outram*, *The Body and the French Revolution. Sex, Class and Political Culture*, New Haven/ Connecticut/ Stuttgart 1989, zit. nach: *Ph. Sarasin*, *Reizbare Maschinen – Eine Geschichte des Körpers 1765-1914*, Frankfurt a.M. 2001, S. 50.

22 *H. Klencke* (s. A 18), S. 76 f.

23 *G. de Bruyn*, *Die Diktatur der Philanthropen – Entwicklung der Stadtplanung aus dem utopischen Denken*, Braunschweig 1996, S. 67 (*Bauwelt Fundamente*, Bd. 110), S. 67.

24 *D. Herz*, *Dietmar, Thomas Morus – Zur Einführung*, Hamburg, 1999, S. 15.

auf Prävention legen konnte. Der Stadtgrundriss, den man der „idealen“ Gesellschaft sprichwörtlich auf den Leib schneiderte, konnte natürlich derart gesundheitsfördernd geraten, dass Krankheiten in den Darstellungen die seltene Ausnahme bildeten.²⁵

Bemerkenswert an dieser mit „diktatorischem Ordnungswillen“²⁶ gestalteten Präventionspolitik ist, dass in ihrem Kern ein „Spiel für die Gesundheit“ steht. Neben den Beschreibungen der Hauptstadt „Amaurothum“, die gespickt sind von gesundheitspolitischen Gesichtspunkten, stimmt Morus ein Loblied auf die Vorzüge der körperlichen Gartenarbeit an. Der Motivation dazu, das scheint für Morus klar gewesen zu sein, sollte man jedoch ein wenig auf die Sprünge helfen: „Ihr Eifer in dieser Gärtnerei entspringt nicht bloß ihrem Vergnügen daran, sondern auch einem Wettstreit der Straßenzüge untereinander in der Pflege der einzelnen Gärten.“²⁷ Um die Bewohner Utopias fit zu halten, installierte der „Gamedesigner“ Morus daher einen wöchentlichen Schönheits-Wettbewerb. Innerhalb bestimmter Spielregeln sollten sich die Gemüse anbauenden und Blumen züchtenden Amaurothaner austoben können.

7. Leonardos Idealstadt

Auch Leonardo da Vinci hatte hautnah miterleben müssen, wie die Pest 1484-85 ein Drittel der Bevölkerung Mailands, rund 50.000 Menschen, dahingerafft hatte. Er stand der Großstadt seiner Zeit ausgesprochen kritisch gegenüber und bemitleidete deren von „unendlichen Übeln geplagten“ Einwohner, die „wie eine Herde Ziegen“ zusammengepfercht in den schmutzigen und überfüllten Wohnvierteln des Spätmittelalters leben mussten.²⁸ Seit 1487 arbeitete er an einem Re-Urbanisierungsprogramm im Auftrag des regierenden Sforza-Regimes und forschte in diesem Zusammenhang an „einer Stadt mit idealer Zirkulation.“ Ähnlich dem Organismus des Menschen, „der durch die Bewegung von Blut und Wasser vitalisiert werde“, sollte, was wir heute Infrastruktur nennen, ein „angenehmes und gesundes Leben“ in der Stadt entstehen.²⁹ In seiner „Stadt auf zwei Höhenlagen“ interessiert sich Leonardo insbesondere für die Zirkulation der Fußgänger. Er entwirft ein „oberes“ Straßensystem auf der Höhe des ersten Geschosses der feinen Bürger-Paläste. Diese von Arkaden gesäumten Wege und Plätze sind ausschließlich für „noble Aktivitäten“ vorgesehen: „Spazierengehen, Erholen, Kirchengang und um

25 H. Siefert, Hygiene in utopischen Entwürfen des 16. und 17. Jahrhunderts, in: *Medizinhistorisches Journal* 1970, Bd. 5, Nr. 1, S. 36.

26 G. de Bruyn (s. A 23), S. 67.

27 Th. Morus, *Utopia*, Stuttgart 2003 (Reclams Universal Bibliothek), S. 64.

28 Vgl. „Fabel über den Stein, der sich in die Großstadt begibt, um dort sein Glück zu suchen“. Diese ist 1494 entstanden und war ursprünglich von Alberti in seinen „Dinner pieces“ veröffentlicht worden, vgl. D. Marsh, *Renaissance Fables: Aesopic Prose by Leon Battista Alberti, Bartolomeo Scala, Leonardo da Vinci, Bernardino Baldi*, Arizona, 2004, S. 307.

29 J. Guillaume, *Leonardo and Architecture*, in: P. Galluzzi (Hrsg.), *Leonardo da Vinci – Engineer and Architect*, Montreal, 1987, S. 257.

soziale Kontakte zu pflegen.“³⁰ Darunter befindet sich eine Versorgungsebene, die den gesamten Lärm und Schmutz des Verkehrs von Waren und Abfall in sich aufnehmen sollte. In regelmäßigen Abständen befinden sich Auf- und Abgänge, welche den Fahrzeug- vom Fußgängerverkehr filtern sollten.³¹

Die in seiner Ideal-Stadt zu errichtenden Gebäude verstand Leonardo als „hydraulische Maschinen“, die sowohl alle Räume des Hauses als auch die Werkstätten mit Hilfe eines mechanischen Liftsystems mit Wasser versorgen sollten.³² Die perfekte Zirkulation des Wassers sollte das Funktionieren der „Maschine Stadt“ garantieren. Dabei brachte der selbsternannte „Doktor-Architekt“ den Einwohnern, insbesondere jenen, die vornehmlich in der unteren Versorgungs-Ebene zu schaffen hatten, ein gleichsam mechanisches Verständnis von Urbanität entgegen.

8. Wo moderne Prothesen Halt machten

Mit „Maschine“ ist das vielleicht wichtigste Stichwort der Moderne gefallen. Leonardos Vorschlag, den Verkehr auf verschiedenen Ebenen strikt voneinander zu trennen, antizipiert das klassisch-moderne Prinzip der „funktionalen Stadt“. Deren vertikale Überlagerung wird am deutlichsten von Ludwig Hilberseimer in seinem „Schema für eine Hochhausstadt“ von 1924 aufgenommen. Zwischen der unteren „Geschäftsstadt“ und der oberen „Wohnstadt“ befindet sich hier auf 18 Metern Höhe eine reine Fußgängerebene. Während sich allerdings bei Leonardo die „noblen Spaziergänger“ tummeln - erleichtert darüber, nicht von „Pferden und Kutschen bedrängt“ zu sein -, wirkt die Fußgängerebene in Hilberseimers Zeichnungen äußerst verlassen. Das alltägliche Leben seiner „Hochhausstadt“ ist in ein hotelartiges, modern ausgestattetes „Gemeinschaftshaus“ verlegt worden, über dessen Organisation, immerhin sollte es jeweils 9.000 Menschen beherbergen, wir wenig erfahren.³³ Es ist dabei wichtig zu betonen, dass die modernen Architekten allesamt Antiurbanisten waren. Die Nachkriegsgeneration machte den Kapitalismus für den Ersten Weltkrieg verantwortlich und damit auch die Städte, in denen die Rüstungsindustrie beheimatet war. Die Sozial- und Lebensreformer forderten mit Bruno Taut letztlich die „Auflösung der Stadt“ und damit die Zerschlagung der Brutstätte des Kapitalismus.³⁴ So interessierte sich Hilberseimer insbesondere für die Optimierung des [öffentlichen] Verkehrs zwischen seinen riesigen Blocks. Diesen wollte

30 L. Firpo, Leonardo as Urban Planner, in: P. Galluzzi (s. A 29), S. 301.

31 Zu deren Ausführung merkt Leonardo an, diese sollten in Form von Spiraltreppen gebaut werden, eingefasst in runden Türmen, „um Passanten vom Urinieren in die Ecken abzuhalten“; vgl. J. Guillaume (s. A 29), S. 257.

32 University of the Arts (s. A 8).

33 M. Kilian, Großstadtarchitektur und New City – Eine planungsmethodische Untersuchung der Stadtplanungsmodelle Ludwig Hilberseimers, Diss. Universität Karlsruhe 2002, S. 71.

34 Vgl. B. Taut, Die Auflösung der Städte, oder: Die Erde eine gute Wohnung, oder auch: Der Weg zur Alpenen Architektur, 1920.

er durch Fortschritte in der „Radio- und Fernseh-Technologie“ letztlich auf ein Minimum beschränken.³⁵

Sollte also die hygienisch-reine Fußgänger-Ebene, welche Leonardo in die Stadt eingeführt hatte und die Morgenpromenadler innerhalb der Parks für ihre „Trimm-Dich-Ideologie“ entdeckt hatten, in den Vorstellungen der klassischen Moderne letztlich leer und unbenutzt bleiben? Schwer vorstellbar, spielt die Hygiene doch eine zentrale Rolle in deren Bild vom neuen Menschen. „Sportler und Ingenieur zugleich“, sollte dieser in einer vom Konkurrenzkampf geprägten Lebenswelt insbesondere durch einen „präzisen, konstruktiven Geist“ und einen gesunden, „sportlich trainierten Körper“ bestehen können.³⁶ Das „Neue Bauen“ wollte ihn dabei in Form eines „biologischen Apparates“ unterstützen, gleich einer technisch-medizinischen Prothese. Hannes Meyer, der entschiedene Verfechter des „wissenschaftlichen Funktionalismus“,³⁷ zählt in seinem Manifest zum „Neuen Bauen“ noch ganze zwölf „ausschließliche Motive des Wohnungsbaus“ auf. Darunter finden sich insbesondere Punkte wie *Geschlechtsleben, Schlafgewohnheit, Körperpflege, Wohnhygiene und Kochbetrieb* – allesamt Inhalte der klassischen, *diätetisch* ausgelegten Hygiene. Mittlerweile wollte man allerdings auch deren Lebensregeln auf wissenschaftliche Untersuchungen gestützt wissen. Der Designprozess einer „funktionell-biologischen Auffassung des Bauens“ sollte schließlich auf eine Serie von objektiv-wissenschaftlichen Messungen reduziert werden. Deren Wissenschaftlichkeit wird durch ein breit aufgestelltes Team von „Spezialisten“ gewährleistet, die sich aus so unterschiedlichen Disziplinen wie der Klimatologie, Volkswirtschaft, Psychologie, Medizin oder Statistik rekrutieren sollte.³⁸

Das „Neue Bauen“ dehnte die Verwissenschaftlichung, die zuvor die moderne Stadtplanung ergriffen hatte, auf sämtliche Lebensbereiche aus. Deren entscheidender Bestandteil, die Hygiene, spielte sich dagegen weniger im Stadtraum als im Haus ab.³⁹ So schuf das „moderne Dorf“ der Wohnmaschinen gesunde Privat- und Innenräume in Gestalt großzügiger Badezimmer, Terrassen und Schlafzimmer mit diversen Sportgeräten.⁴⁰ Auch für den öffentlichen Bereich galt das strikte Gebot der Funktionstrennung, das spezielle Freizeitbereiche in der „funktionalen Stadt“ mit ausgedehnten Grünflächen und Sportanlagen aller Art aufwies.

Dass diese diätetische Lebensweise tatsächlich nur von einigen bestimmten Bewohnern des „hygienisierten Dorfes“ angenommen wurde, zeigt eine Geschichte rund um

35 L. Hilberseimer, Großstadt-Architektur, Stuttgart 1927, S. 20.

36 F. Neumayer, Der neue Mensch. Körperbau und Baukörper in der Moderne, in: V.M. Lampugnani/R. Schneider (Hrsg.), Moderne Architektur in Deutschland 1900-1950. Expressionismus und Neue Sachlichkeit, Stuttgart, 1994, S. 15.

37 P. Blundell-Jones, Hugo Häring – The Organic versus the Geometric, Stuttgart/London 1999, S. 82.

38 H. Meyer, bauen, in: bauhaus. zeitschrift für gestaltung, Okt. 1927, S. 12.

39 Übrigens analog zum öffentlichen Leben, das sich von den Straßen und Plätzen zurückzog und dem nach Funktionen getrennten Verkehr Platz gemacht hatte.

40 Siehe z.B. das Klettergerüst und der Punching-Ball im Schlafzimmer des von Marcel Breuer entworfenen Haus Erwin Piscators, in: F. Neumayer (s. A 36), S. 16.



Abb. 4: M. Vriesendorp, A Machine for Metropolitan Bachelors, aus R. Koolhaas, Delirious New York. Ein retroaktives Manifest für Manhattan, Aachen 2006, S. 156.



Abb. 5: Friedrich Wolf mit seinem Sohn Konrad in der Felle-Wanne, aus: M. Kienzle/D. Mende, Her mit dem hellen wohnlichen Eigenheim. Dr. Friedrich Wolf. Stuttgart, Zeppelinstraße 43, (Spuren 2, Marbach 1988), S. 7.

den Arzt und Dramatiker Friedrich Wolf. Dieser kam durch den medizinischen Ratgeber „Die Natur als Arzt und Helfer“ zu Geld und investierte schließlich in ein von Richard Döcker geplantes Haus im Umfeld der Stuttgarter Weißenhofsiedlung.⁴¹ Über den Alltag in Wolfs Wohnhaus, geprägt von morgendlichen Waschprozeduren, nackten Wänden und Fußböden bzw. Betten ohne Kopfkissen, berichtet uns der russische Schriftsteller Sergej Tretjakow: „Ein glühend roter Mann hockt in der Wanne und schüttet sich eiskaltes Winterwasser auf die Schenkel. Bis zu hundertmal. Dann schrubbt er sich mit zwei Bürsten den Rücken, den Nacken, den ganzen Körper, etwa so, wie ein

41 Zu gerne wäre Wolf in eines der von Döcker geplanten Häuser im Weißenhof eingezogen, was ihm aber wohl aus politischen Gründen – Wolf war Kommunist und Jude – verwehrt wurde. In seinem medizinischen Ratgeber hatte Wolf zuvor deutlich gemacht, dass sowohl für die Gesundheit als auch für das Bauen dieselben Gesetze gelten. Wolf beschreibt das Wohnhaus „als zweite Kleidung des Menschen, die aus „Licht, Luft, Wahrheit und Klarheit“ bestehen müsse“; vgl. G. de Bruyn, „Am meisten enttäuscht war ich von Corbusier“, in: Stuttgarter Zeitung, 13.07.2002.



Abb. 6: Apartment von Erwin Piscators (1893-1966) in Berlin, gestaltet von Marcel Breuer; Quelle: *M. Breuer, papers*. 1920-1986 (Archives of American Art).

Schuhputzer Halbstiefel bürstet.“⁴² Der Russe flieht schließlich entnervt in die Stadt, um Wolfs „streng dogmatischem“ Haushalt zu entkommen. Mit dessen Leibesübungen vor kargem architektonischem Hintergrund konnte Tretjakow offenbar wenig anfangen.⁴³

9. Downtown Athletic Club

Aus dem „hygienisierten Dorf“ der europäischen Avantgarde dürfte Tretjakow damit entflohen sein. Im elitären Kreis der Mitglieder des Downtown Athletic Clubs in Manhattan dürfte er sich aber ebenso wenig wohl gefühlt haben. Dabei offenbart sich auf den 38 Stockwerken des 1931 errichteten Gebäudes, wie Rem Kohlhaas anmerkt, ein Programm „Raffiniertester Zivilisation.“ Auch dieses schreibt sich Leibesübungen und Gesundheit ganz groß auf seine Fahnen. Seinen Mitgliedern, größtenteils Banker und Juristen der nahen Wall Street, allesamt männlich und unverheiratet, möchte der Club gleichzeitig „ideales Zuhause“, Regenerationseinrichtung für Körper und Geist sowie soziale Begegnungsstätte sein. Auf den ersten zwölf Etagen schichten sich dafür Einrichtungen für sportliche und präventiv-medizinische Aktivitäten: Squash- und Tennisplätze, ein Schwimmbecken, ein Hallen-Golfplatz, Solarien, türkische Dampfbäder sowie eine Arzt-Praxis. Die folgenden fünf Etagen enthalten Speiseräume, Salons,

⁴² Ebda., S. 4.

⁴³ Ebda., S. 4.



Abb. 7:
Traceur, ausgerüstet mit
Pulsmesser und Mobil-
telefon beim „Workout“ in
Helsinki; Quelle: Nokia
Communications.

eine Bibliothek und gar eine Tanzfläche. Die Ebenen 19 bis 34 sind Gästezimmern und Apartments vorbehalten. Tatsächlich treffen zwei Motive der Hygienisierung der Stadt in dem Wolkenkratzer des Clubs aufeinander. Wir erinnern uns, Haussmann hatte zuvor den englischen Landschaftsgarten als Parcours für die Morgenpromenadler in das „hygienisierte Paris“ gebracht. Diese stilisierte „natürliche“ Umgebung taucht nun in Form des Spielfeldes des Hallen-Golfplatzes wieder auf. Der kleine Rest, der von dieser mittlerweile „übernatürlichen“ Umgebung auf dem 7. Stockwerk des Wolkenkratzers bleibt, verdeutlicht, dass bei dem Club der Athleten bereits ein zweites Motiv der Hygienisierung überwiegt. Koolhaas beschreibt den Club als einen kulturellen und „sozialen Kondensator“ – einer „Maschine zur Hervorbringung und Intensivierung angenehmer Formen zwischenmenschlichen Umgangs.“⁴⁴ Die Überlagerung des puritanischen Trainingsprogramms mit verschiedenen sozialen Aktivitäten des „American way of Life“ erzeugt dabei eine Massen-Wirksamkeit, die, so Kohlhaas, den „theoretischen Lebensstilmodifikationen der diversen europäischen Avantgarden des 20. Jahrhunderts“ verwehrt blieb.⁴⁵

10. Pervasive Health Games

Auch die Morgenpromenadler hatten schließlich gewusst, dass es sich in Gemeinschaft besser schwitzen lässt. Wir kehren daher zurück nach Paris, um genauer zu sein: in den Vorort Lisses. Hierhin hatte der Franzose David Belle Ende der 1980er Jahre die „methode naturelle“ importiert, eine Kunst der Bewegung durch die Landschaft mit ihren natürlichen Hindernissen. In der daraus entstehenden Sportart „Parkour“,

⁴⁴ R. Koolhaas, *Delerious New York – Ein retroaktives Manifest für Manhattan*, Aachen 1978, S. 161.

⁴⁵ Ebda., S. 155.

kommt es dem „Traceur“ (französisch: der den Weg ebnet) auf die möglichst elegante und effiziente Überwindung von selbst gewählten Strecken innerhalb der urbanen Beton- und Stahlarchitekturen an.⁴⁶ In einer aktuellen Werbung eines skandinavischen Mobilgeräte-Herstellers, welcher „neue Dimensionen für das Workout“ verspricht, tritt nun ein (vermutlich professioneller) Traceur auf, der, ausgerüstet mit Pulsmesser und Mobiltelefon, seinen *Parkour* durch das urbane Helsinki bahnt. Satellitengestützte Positionsartung kann dessen Standorte erfassen und die Daten durch mobile Internetverbindung in Echtzeit in Umlauf bringen. In dem Werbe-Spot empfängt nun eine junge Frau in einem Café die Kurzmitteilung des Sportlers auf ihrem Mobiltelefon. Sie gibt eine Web-Adresse in ihr Notebook ein und sieht sich kurz darauf die gesendete Grafik des Sportlers an. Der hatte seinen Weg durch die Stadt, von oben auf einem digitalen Stadtplan betrachtet, in die Form eines Herzens gebracht.⁴⁷

Zwei Entwicklungen der postmodernen „hygienisierten Stadt“ werden in dem Spot sehr genau auf den Punkt gebracht. Zum einen wird der Charakter der dabei angewandten Technik deutlich. Diese beschreibt man im Englischen als *pervasive* bzw. *ubiquitous computing*, was so viel bedeutet wie „durchdringend“ und „allgegenwärtig“. Ähnlich der Infrastruktur von Wasserleitungen und Abflussrohren, durchdringen Glasfaserkabel, mobiles Internet und satellitengestützte Positionsartung die Stadt. Sie treten aber dennoch in den Hintergrund, z.B. an den Rand eines Displays, bis sie gemeinhin aus unserer Wahrnehmung *verschwinden*.⁴⁸ Es stellt sich gar die Frage, ob die zukünftigen Projekte der „hygienisierten Stadt“ noch notwendigerweise in die gebauten Strukturen eingreifen müssen. Oder ob diese sich lediglich als Informationstechnologie in Form von kleinen, mobilen Endgeräten und Kommunikationsnetzwerken über den bestehenden Stadtraum legen können. Eine Stadt, das scheint der Mobilfunkhersteller zu versprechen, in welcher die sogenannten Lifestyle-Krankheiten wirksam therapiert und vorgebeugt werden können, muss nicht neu gebaut werden. Diese muss nur noch gesundheitsfördernd genutzt werden. Die Produktpalette mobiler Gesundheits-Assistenten, die dabei unterstützen wollen, reicht mittlerweile vom Ernährungsberater, über den Notfallassistenten bis hin zum persönlichen Lauftrainer auf dem Mobiltelefon.⁴⁹

In all diesen Dienstleistungen überschneiden sich körperbezogene (medizinische) Daten und virtuelle Welten mit dem realen Stadtraum. So beginnen Stadtforscher ihre

46 Vgl. <http://de.wikipedia.org/wiki/Parkour>

47 Den Clip findet man auf Youtube unter „N 79 Active“ (22.06.2010).

48 „Die einflussreichsten Erfindungen sind jene, die *verschwinden*. Sie flechten sich derart in das Gewebe des Alltags ein, bis sie nicht mehr davon unterschieden werden können.“ (Übers. M.K.); i.O. „The most profound technologies are those that disappear. They weave themselves into the fabric of everyday life until they are indistinguishable from it“, in: *M. Weiser, The Computer for the 21st Century*, Scientific American Ubicomp Paper, 1991.

49 Diese Liste lässt sich natürlich um die sozialen Netzwerke erweitern, in die sich gesundheitsorientierte Anwendungen integrieren lassen. Mitglieder der Webseite facebook beispielsweise teilen ihren „Freunden“ täglich ihr Körpergewicht mit, um sich zum Abnehmen zu motivieren.

Untersuchungen z.B. zum Zusammenhang von krankhaftem Übergewicht und dem räumlichen Umfeld der Betroffenen auf soziale Faktoren auszuweiten. Die Analyse der täglichen Bewegung beispielsweise kann nicht isoliert betrachtet werden von der Versorgung und dem Zugang zu gesunder Nahrung. Sie entdecken dabei die urbane, mit Geschäften durchmischte und dicht bewohnte Stadt (wieder). Hier, so zeigen Studien, lassen die Einwohner besonders oft das Auto auf dem mühsam ergatterten Parkplatz stehen, um beispielsweise zum Gemüsehändler um die Ecke einkaufen zu *gehen*. Man müsse sicherstellen, so die Empfehlung, die Entscheidungen zu einem gesunden Verhalten gleichsam zum „bequemsten Weg“ zu machen.⁵⁰

Damit wären wir bei dem Selbstverständnis zukünftiger Nutzer der postmodernen hygienisierten Stadt angekommen. In der Werbung wird die Motivation des jungen Mannes, etwas für seine Gesundheit zu tun, auf die werbeträchtigen Nenner gebracht: Kommunikation und Interaktion. Gerade wenn man eine breitere Zielgruppe ansprechen möchte, scheint dies eine vielversprechende Perspektive zu sein. In vielen ähnlichen Projekten realisieren die Autoren, dass eben in der Kommunikation der Teilnehmenden untereinander, aber auch der „spielerischen“ Interaktion mit dem Raum und dessen Passanten große Potentiale für die Umsetzung gesundheitsorientierter Ziele liegen.

Anhand sogenannter „Serious Games“ wird untersucht, wie „ernsthafte“ Anliegen wie Lernen und Gesundheit in eine interaktive und zugängliche Form gebracht werden können.⁵¹ Ähnlich dem Punching-Ball im Schlafzimmer der Avantgarde, ist Nintendos Bestseller eines Health-Games, die Spielkonsole Wii-Fit, zwar (noch) auf die Benutzung im Haushalt beschränkt. Mit wachsendem Erfolg werden diese Anwendungen allerdings in unser alltägliches Leben vordringen, da sie dank mobiler Technik theoretisch überall und zu jeder Zeit gespielt werden können.⁵² „Mixed Reality Games“ etwa betrachten bereits das gesamte alltägliche Umfeld ihrer Teilnehmer als potentiell Spiel-feld: Büros genauso wie Schulhöfe, Rolltreppen oder Shopping-Malls. Sie nutzen dabei die gesamte Bandbreite der digitalen Technik und werden beispielsweise mit dem Ziel entwickelt, ihre Teilnehmer zu mehr körperlicher Bewegung zu motivieren. Auf der Webseite des Games „CryptoZoo“ kann man sich Videos von Mitspielern ansehen, wie sie die Bewegungen von comicartigen Spielcharakteren imitieren, die gemeinsam von Gamedesignern und Sportmedizinern entwickelt wurden. Dabei klettern sie über

50 A. Lake/T. Townshend, Obesogenic environments: exploring the built and food environments, in: The Journal of The Royal Society for the Promotion of Health, Bd. 2006, Nr. 6.

51 Insbesondere in den USA sind die „Games for Health“ ein sich rasant entwickelndes Forschungsfeld. Debra Liebermann leitet hier ein Forschungsprogramm an der University of California, Santa Barbara, das den Einfluss und die Potentiale von interaktiven Medien auf die Gesundheit untersucht. Stand August 2009: <http://www.healthgamesresearch.org/>

52 Siehe St.P. Walz/F. von Borries/M. Böttger (Hrsg.), Space Time Play – Computer Games, Architecture and Urbanism: The next Level, Basel 2007.

Ulrich Pantle

Stadt als betagte Spektakelpotenziermaschine

*Vorne Stadt – hinten Dorf.
Von unvereinbaren Darstellungen
kindlicher Lebenswelten in Fibeln*

1. Konditionierung von Architektur und Stadt

Im Zuge einiger aktueller Programme zur Sensibilisierung der Menschen gegenüber unserer gebauten Umwelt sieht sich auch der Staat in der Pflicht und hat 2006 die Bundesstiftung Baukultur ins Leben gerufen, um entsprechend ihrem Stiftungszweck „das Bewusstsein für gutes Planen, Bauen und Baukultur sowie den Wert der gebauten Umwelt bei Bauschaffenden und bei der Bevölkerung zu stärken“.¹ Um dieses Ziel nachhaltig zu erreichen, werden insbesondere Kinder und Jugendliche durch pädagogische Aktionen angesprochen. Durch eingeflochtene Lehreinheiten in bestehende Unterrichtsfächer oder begleitend durch Institutionen in Arbeitsgruppen oder auch spielerisch in der Freizeit werden architektonische, denkmalpflegerische oder städtebauliche Inhalte thematisiert und vermittelt.

Dabei stellt sich die Frage, wie bislang eine Konditionierung von Architektur und Stadt bei Kindern stattfindet. Welche Inhalte, Bedeutungen und Konnotationen von Architektur und Stadt werden beispielsweise durch Bilder vermittelt, die Kinder und Jugendliche durch populäre Medien wie Comic, Literatur, Film oder Computerspiele wahrnehmen. Da diese Prägungen in Abhängigkeit vom familiären Einfluss unterschiedlich ausfallen, lassen sie allerdings nur bedingt allgemeingültige Rückschlüsse zu. Ein Medium hat in Deutschland hingegen jedes Kind, unabhängig vom sozialen Kontext, in der Hand: die Fibel. Mit ihren enormen Auflagezahlen bei geringem Preis ist sie nicht nur ein Massenmedium. Indem sie jedem Schulkind als erstes Leselernbuch dient und über die Wort-Bild-Kombination Darstellungen transportiert, deren Bildkraft eine nachhaltige Wirkung entwickelt, ist die Fibel für alle Kinder das erste Buch, mit dem sie sich selber lesend eine bislang verschlossene Welt erschließen, kontextbezogene basale Wertvorstellungen und gesellschaftliche Konventionen vermittelt werden und damit die Persönlichkeitsentfaltung prägt.² Insofern sind Fibeln Teil unserer Kultur, die

1 Gesetz zur Errichtung einer „Bundesstiftung Baukultur“ vom 17. Dezember 2006, § 2 Stiftungszweck; www.bundesstiftung-baukultur.de/uploads/media/Stiftungsgesetz.pdf

2 Vgl. F. Pöggeler, Die Fibel, 1982.

kontinuierlich alle Epochen in den letzten beiden Jahrhunderten begleitet haben. Anhand von ihnen lässt sich beispielsweise prüfen, wieweit sich die Urbanisierungsprozesse in Deutschland in einem Massenmedium niederschlagen, welches zeittypisch kollektive Verständnis von Stadt und Architektur sich darin widerspiegelt. Außerdem lässt sich betrachten welche Werte, Konventionen und Beeinflussungen dadurch an die Folgegenerationen weitergegeben werden. Somit findet sich in dieser Untersuchung vielleicht auch eine Antwort auf die Frage, wie sich die Architektur- und Stadtvermittlung durch die Fibeln zu einem späteren Zeitpunkt, wenn die ehemaligen Kinder als Erwachsene selbst wieder die Umwelt gestalten und baulich prägen, in der gebauten Realität niederschlagen.

2. Architektur und Stadt als Inhalt in Fibeln

Nachdem Anfang des 19. Jahrhunderts der Schweizer Pädagoge und Schulreformer Johann Heinrich Pestalozzi „Anschauungsbücher für die früheste Kindheit“³ gefordert hat, verstärken sich auch in Deutschland die Reformbemühungen. Erstmals erscheint 1853 eine von Albert Haesters herausgegebene Fibel, in der er im Vorwort erklärt, dass sich die Kinder beim „Nächstliegenden“, der „kindlichen Umwelt“⁴ orientieren sollen. Seitdem finden sich in Fibeln verschiedene Themenschwerpunkte, in deren Mittelpunkt der Kinderalltag steht.

Die Darbietung der Alltagswelt dient indes nicht nur einer leichteren Sprachvermittlung. Den Reformpädagogen war damals schon klar, dass sich der zentrale Lebensabschnittswechsel eines Kindes, an dem es in die Schule kommt, ideal eignet, um es gegenüber seiner Umwelt zu sensibilisieren. Demnach wurde stets die prägende Bedeutung der Fibel betont, die als „Öffnung und Einführung in die Welt“⁵ dient, wie es etwa 1911 der Leipziger Lehrerverein formulierte.

Obwohl Siegfried Buck in einer jüngeren Analyse zum Ergebnis kommt, dass sich 63% der Bildeinheiten in Fibeln „auf die reale Umwelt, in der die Schulanfänger leben“,⁶ beziehen, erfolgte bislang noch keine Untersuchung architektonischer oder städtebaulicher Inhalte in Fibeln. Bei einer Sichtung der Fibeln aus dem 20. Jahrhundert fällt zunächst auf, dass Stadtdarstellungen fast ausnahmslos keine real existierenden Lebensräume, sondern fiktive, typisierte Situationen zeigen. Allen voran der Typus des frei stehenden Wohnhauses, abgeleitet vom dörflichen Wohnbau, als ein ein- bis zweigeschossiges, freistehendes Gebäude, mit geneigter Dachform und Garten in ländlicher Umgebung. Wie es zu diesem Topos kam, lässt sich über die Betrachtung eines historischen Längsschnittes darstellen.

3 E. Schmack, *Der Gestaltwandel der Fibel in vier Jahrhunderten*, Ratingen 1960, S. 34.

4 R. Gümbel, *Erstleseunterricht*, Frankfurt a.M. Main 1989, S. 238.

5 vgl. M. May/R. Schweitzer, *Wie die Kinder lesen lernten*, Stuttgart 1982, S. 96.

6 S. Buck, „Lesen-lesen-lesen“; in: P. Conrady/G. Rademacher (Hrsg.), *Fibeln im Gespräch*, Essen 1995.

3. Das 19. Jahrhundert – dörfliches Leben und seine Ereignisse

In der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts, also jener Epoche, in der die große Urbanisierungswelle noch nicht begonnen hat und über 75% der Bevölkerung in Deutschland noch in ländlichen Regionen lebt, zeigen die Fibelillustrationen eine heimatliche, naturnahe Lebenswelt und deren kulturelle Besonderheiten. Beispielsweise in einer der ersten unter dem Einfluss von Pestalozzi erschienenen Fibel, der um 1800 entstandenen Schrift *Neue ABC-Tafeln nach Pestalozzi Lehrart*. Darin werden fast ausnahmslos dörfliche Situationen wie *Die Mauer*, *Die Hütte* und *Der Acker* gezeigt. Im ergänzenden Text zum Bild *Das Dorf* heißt es lobend: „Das angenehme Dörfgen! Hier ist alles zu unserer Nahrung bereit: Milch, Eier, Schmalz, Obst und Brot.“⁷

Von der Stadt gibt es keine Sujets, aber indirekt lesen wir beim Text über das Dorf weiter: „Die Städter gehen öfters darin spazieren, um sich von ihrer Arbeit zu erholen.“⁸

Vereinzelt sind auch exotisch anmutende Ereignisse dargestellt wie in dem 1842 in Neuauflage erschienenen *Bilder-, Syllabir- und Lesebuch für den ersten Unterricht in nützlichen Kenntnissen zu Hause und in der Schule*. Darin sind in differenzierten Siedlungsformen neben den Darstellungen einer Näherin, Melkerin und des Johannistanzes in einem eindeutig dörflichen Umfeld auch Farbtafeln eines wandernden Gipsfigurenhändlers und einer Affenkomödie in einer eher kleinstädtischen Kulisse enthalten. Dass deren Präsenz im Gegensatz zu den ersteren etwas Besonderes mit erhöhtem Unterhaltungswert war, verdeutlichen staunende Menschen, erfreute Kinder und ein tanzendes Paar.

Als 1895 Ferdinand Hirts *Deutsches Lesebuch* erscheint, finden die Schüler darin ausschließlich Abbildungen im ländlichen Kontext vor. Die begleitenden Gedichte und Prosatexte künden moralisierend von mannigfachen Ereignissen „In Gottes schöner Natur“. Wie auch in anderen Fibern sind die dargestellten Landstriche grundsätzlich nicht eindeutig identifizierbar, ähneln aber überwiegend Siedlungen in deutschen Mittelgebirgen. Die Dörfer liegen in hügeliger Landschaft, umgeben von natürlichen wie auch landwirtschaftlich genutzten Landstrichen, bestehen aus wenigen freistehenden Höfen und Gebäuden in Massivbauweise oder Fachwerk, allesamt mit Sattel- oder Walmdächern. Inmitten der Ansiedlung steht eine Kirche, deren Turm die Dorfsilhouette prägt. Die dargestellten Ereignisse, sofern sie nicht den Prosatext illustrieren, harmonisieren oder problematisieren kindliche Probleme, die aus Erwachsenensicht eher kleine Missgeschicke sind. Das dörfliche Umfeld bietet somit den räumlichen Kontext für positiv oder negativ gestimmte Ereignisse von geringer Aufregung.

7 Neue ABC-Tafeln nach Pestalozzi Lehrart, Nürnberg ca. 1800.

8 Ebda.



Abb. 1: Erstes Lesebuch für die Kleinen, Karlsruhe 1903.



Abb. 2: Offenes Auge, heiterer Sinn! Des Kindes erstes Schulbuch, Leipzig 1921.

4. Um 1900 – die Stadt kommt auf das Land

Um 1900 verändert sich die Situation in den mitteleuropäischen Großstädten radikal durch ein enormes Bevölkerungswachstum. In den prosperierenden Metropolen stehen luxuriöser Konsum und feudale Lebensweise neben Notstand und Krankheit. Vom Phänomen Armut erscheint in den Fibeln dieser Zeit jedoch nichts, stattdessen wird es verdrängt und fast ausnahmslos bis zur völligen Missachtung marginalisiert, den Kindern allenfalls als Folge von untadeligem Lebenswandel dargestellt.

Auch eine längst die Stadtbilder prägende Industrialisierung tritt zu Beginn des Jahrhunderts wenn überhaupt als schemenhafte Silhouette im Hintergrund auf. Die Fibeln konzentrieren sich weiterhin auf das Land. Das Thema Stadt ist jedoch nicht völlig ausgeblendet. Allerdings weniger als explizites Sujet, sondern indirekt über das Phänomen motorisierter Fahrzeuge, die als Boten der Modernisierung von der Stadt auf das Land kommen: Eisenbahn, Auto, Motorrad und Zeppelin tauchen als sensationstaugliche Erscheinung mit unterschiedlichen Konnotationen in ländlicher Kulisse auf. Sowohl positiv gestimmt, indem staunende oder erfreute Kinder mit dem Taschentuch den nicht sichtbaren Insassen eines Zuges zuwinken, wie auch kritisch, indem ein durchbrausendes Auto die Landbewohner mit einer fremdartigen Dynamik konfrontiert und sie in eine mächtige Staubwolke hüllt.

In den folgenden Jahren differenziert sich das Angebot der Fibeln. Zwischen 1909 und 1913 entstehen spezifische Ausgaben für Städte wie München, Hannover, Frankfurt am Main, Braunschweig oder Essen. Allesamt zeigen sie jedoch weniger ortsspezifische Merkmale als dies lokale Zuweisungen im Titel oder Untertitel vermuten lassen. Auch die 1914 erstmals veröffentlichte Hansa-Fibel in Hamburg weist nur wenige Bezüge zur namensstiftenden Großstadt auf. Stattdessen werden Situationen gezeigt, die genauso in anderen Städten stattfinden können. Dennoch wird diese in Farbdruck erstellte Fibel stilbildend, und etliche Seiten werden in später erscheinenden Fibeln direkt übernom-

men.⁹ Außerdem entsteht 1920 mit Inkrafttreten des Reichsgrundschulgesetzes, der „Geburt der Grundschule“,¹⁰ ein zusätzlicher An Schub für die Fibelproduktion. Durch die gestiegene Nachfrage vergrößert sich das Angebot der Verlage; zugleich verkürzt sich die Verwendungsdauer von vormals zwei bis vier Jahrzehnten mit teilweise mehr als hundert Auflagen auf höchstens zehn Jahre. Heutige Fibeln sind ungefähr noch fünf bis acht Jahre in Gebrauch.¹¹

5. Die 1920er Jahre – Stadt als potenzierende Ereignismaschine

In jener Zeit beginnt das Thema Stadt auch explizit im Titel der Fibeln aufzutreten. Mit Büchern wie dem 1911 erschienenen *Bei uns Zuhause-Fibel für kleine Stadtleute* und der 1912 veröffentlichten *Stadtfibel* wird der Schwerpunkt deutlich vom Dorf auf die Stadt verschoben. Die kleinen Ereignisse des kindlichen Alltags bleiben darin erhalten; weiterhin wird der tote Vogel begraben oder ein Erwachsener bei der Arbeit gemustert, aber nunmehr liegt der Vogel tot auf dem Asphalt und der Handwerker malt Reklame auf die Fassade. So werden kurzerhand die dörflichen Begebenheiten in einen städtischen Kontext transformiert.

Rasch jedoch entwickelt sich die Stadt zur Potenzierungsmaschine, welche die dörflichen Geschehnisse steigert und beständig abrufbar zur Verfügung stellt. Die Stadt ist der komplizierte Ort, wo ganzjährig eine reiche Buntheit, erhöhte Aufregung und permanent zugängliche Exotik herrscht. Das einmal jährlich stattfindende Dorffest oder der Zigeuner mit dem Tanzbär wird zum permanenten Vergnügungspark und der afrikanische Löwe vom „Ö“ lässt sich nicht nur als Zeichnung bestaunen, sondern kann leibhaftig jeden Tag im Zoo besichtigt werden.

Ergänzt wird das abenteuerlich Exotische in den Darstellungen der Bahnhöfe, Häfen und Flughäfen sowie den Festumzügen. War es auf dem Dorf noch das religiös geschulte Brauchtum einer gemächlichen Prozession, tritt in den öffentlichen Räumen der Städte verstärkt eine militärische Präsenz auf. Die in Gruppen marschierenden Soldaten und Offiziere auf den Pferden, allesamt in bunten Uniformen, beeindruckten die Kinder am Straßenrand, die Habitus und Rituale auf dem Bürgersteig imitieren.

Stadt wird auch als Ort der Versorgung gezeigt. Extravagante Steigerung der Bäckerei wird das große Kaufhaus und entsprechend verstärkt sich das Motiv des Schaufensters ins Extreme. Das Fenster zur Grundversorgung wächst zum vergötterten Ort kindlicher Neu- und Konsumgüter, das einfache Ladenschild wird zum überdimensionalen, blinkenden Reklameschriftzug im Stadtbild.

9 Vgl. *Rehling*, Zur Entwicklungsgeschichte und Verbreitung der Hansa-Fibel, Hausarbeit bei Prof. W. Topsch.

10 Reichsgrundschulgesetz 1920 §1, in: *R. Gümbel*, *Erstleseunterricht*, Frankfurt a.M. 1989, S. 239.

11 Vgl. *F. Pöggeler*, Zum Wandel politischer Inhalte in Fibeln des 19. und 20. Jahrhunderts, in: *K. Rettenbeck/L. Liedtke* (Hrsg.), *Erziehungs- und Unterrichtsmethoden im historischen Wandel*, Bad Heilbrunn 1986, S. 224 f.

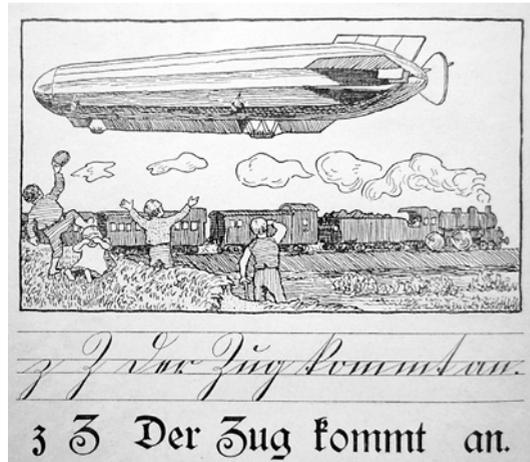


Abb. 3:
Die Fibel für Niedersachsen,
Harburg 1914.



Abb. 4:
Die Fibel für Niedersachsen,
Harburg 1914

Auch die befremdlich anmutende Faszination am Auto bleibt im städtischen Kontext erhalten, hat ihr Gefahrenpotenzial jedoch erhöht. Es wird vom magischen Fremdkörper in der Natur zum autoritären und erbarmungslosen Objekt einer frühen Verkehrserziehung in der Stadt. Dort, in der Heimat der Maschinen, haben die Autos Vorrang. Ab sofort wird das lautmalerische „au“ von Auto durch das „aua“ des Schmerzes nach der Unachtsamkeit im Straßenverkehr ergänzt. Die Ausnahme für eine Besetzung der Straßen durch die Transportmaschinen ist die Inszenierung des militärischen Gleichschritts. Dadurch wird den Kindern durch die Fibeldarstellungen früh eingebläut, dass öffentliche Stadträume mit genauen Nutzungen und Funktionen besetzt sind. Straßenraum ist einerseits Verkehrsraum und andererseits Repräsentationsraum der Machthaber.

Natürlich gibt es noch die Funktionsräume Schule und Zuhause. Obgleich beide kindgerechte und geschützte Räume darstellen, sind sie nicht völlig frei von Nöten. Das Stolpern auf dem Schulweg und das Verbrennen am Herd sind auch hier wiederkehrende und in den Stadtkontext transformierte Motive. Doch alles in allem sind sie noch die Orte größter Sicherheit und Harmonie. Hier finden Kinder den Ort zum Spielen, der



Abb. 5: Ferdinand Hirts Fibel für die Arbeitsschule, Breslau 1920.



Abb. 6: Hansa Fibel, Hamburg 1923.

sich neben den Wohnräumen überwiegend in einer gartenähnlichen, naturnahen Umgebung befindet, was suggeriert, dass Kinder in einem Haus mit Garten oder gleich auf dem Land wohnen. Wie das mit dem Lebensraum Stadt zu vereinbaren ist, wird ausgeblendet. Werden darüber hinaus Hinweise auf spezifische Nutzungen durch Kinder in städtischen Außenräumen gegeben, sind sie als Park oder später als Spielplatz zu erkennen. Im Gegensatz zu Landschaftsräumen sind hier die Grenzen deutlich markiert. Zäune und Mauern bieten nicht nur Schutz von Außen, sondern zeigen den Kindern vor allem eine territoriale Funktionszuweisung auf, die sie einzuhalten haben. Hier können Kinder spielen, weil sich dort die Notlagen in kindgerechten Grenzen halten.

Über den dort geschehenden Wehwehchen steht eine größere Gefahr. Während das Verunfallen auf der Straße seit den ersten Stadtdarstellungen als größte individuelle Gefährdung gezeigt wird, ist der Brand die höchste kollektive Katastrophe. Der Brandfall war zwar auch schon im dörflichen Kontext ein Thema; im Gegensatz dazu brennt aber jetzt nicht „nur“ die Scheune einer Familie, sondern jetzt brennen Häuser in einem dichten Siedlungsverbund. Den Kindern wird gezeigt, dass die Stadt für derartige Fälle institutionell vorbereitet ist. Denn so wie der Schutzmann für die Verkehrsregelung steht, ist Feuer gleichbedeutend mit Feuerwehr, deren Darstellungen ähnlich dem Militär schnittige Uniformen, eindrucksvolle technische Geräte und Vorrechte im öffentlichen Raum zeigen. Nicht mehr der kollektive Verbund der Dorfbewohner kümmert sich um den Brand, sondern eine institutionalisierte Funktionseinheit.



Abb. 7: Froh und frei. Erstes Lesebuch für die Kinder des westfälischen Industriegebiets, Dortmund 1925.



Abb. 8: Komm mit durch Berlin! Allerlei für den ersten Leseunterricht, Breslau um 1930.

Das immer wiederkehrende Schauspiel von zerstörerischen Bränden in der Stadt macht die grundsätzliche Ambivalenz der Stadtdarstellungen deutlich. Stadt bedeutet beständiges Spektakel und zugleich omnipräsente Gefahr. Die einstmals kalkulierbar erscheinenden Gefährdungen im Dorf werden in der Stadt zum zunehmend riskanter werdenden zivilisatorischen Problem. Deshalb – so die implizite Argumentation – kann nur eine weiter ausdifferenzierte Funktionalisierung der Institutionen und Räume sowie eine strenge Reglementierung der Nutzungen gewährleisten, die Ereignisvielfalt der Stadt zu genießen und zugleich ihre Gefährlichkeit zu bannen. Das gilt für die Stadtbevölkerung im Allgemeinen und für Kinder im Besonderen.

6. Der Nationalsozialismus – das Dorf kehrt zurück

In den letzten Jahren wurde durch jüngere Forschungen auf die Einflussnahme totalitärer Ideologien durch Schulbücher hingewiesen.¹² Auch die Nationalsozialisten schafften es nach ihrer Machtergreifung innerhalb kurzer Zeit neue Fibeln in die Schulen zu bringen. Eine ansonsten eher zäh einfließende Einarbeitung von technischen Innovationen in Erstlesebücher wird in diesem Fall schnell umgesetzt. Allerdings beschränkt

¹² Vgl. u.a.: J. Hohmann (Hrsg.), Erster Weltkrieg und nationalsozialistische „Bewegung“ im deutschen Lesebuch 1933-1945, Frankfurt a.M. 1988; G. Teistler (Hrsg.), Lesen lernen in Diktaturen der 1930er und 1940er Jahre, Hannover 2006; J. Thiele, Der Beitrag der Fibeln des Dritten Reiches zur Vermittlung der nationalsozialistischen Ideologie, Diss. Carl von Ossietzky Universität Oldenburg 2005.



Abb. 9: Bei uns in der Stadt, Nürnberg 1936.

sich die Technikbegeisterung abermals auf Fahrzeuge. Erneut erhalten Auto, Motorrad, Eisenbahn und Zppelin einen glorifizierten Sonderstatus – genauso wie das Landleben! Selbst in Hirts Berliner Fibel von 1935, auf dessen Umschlag noch Kinder in einem Park spielen und sich großstädtische, mehrgeschossige Bauten im Hintergrund, Hochbahn, Autos und ein Schwarm von Flugzeugen ein weltstädtisches Stelldichein geben, finden sich im Buchinnern überwiegend Landschaften.

Die Deutlichkeit einer nationalsozialistischen Indoktrination fällt in diesen Fibern unterschiedlich aus. Überwiegend werden in banalisierender und subtiler Art Verweise auf die nationalsozialistische Siedlungspolitik und Ideologie hergestellt, indem beispielsweise der heldenhafte Bau der „Autowege“ durch die Landschaft gepriesen wird, der fröhliche Marsch der Pimpfe von Dorf zu Dorf gezeigt wird oder die Fürsorge eines Kindes vorgeführt wird,

weil sich „Nero“, der deutsche Schäferhund, durch „Nachbars bösen Sultan“ verletzt habe und nun im friedvollen Garten Erholung sucht.

Dabei zeigt sich wiederholt eine Separation von Dorf und Stadt. Während die vielfältigen, spielerischen Aktivitäten der Kinder in den eigenen vier Wänden oder im Grünen stattfinden, erfolgen dagegen Handlungen von öffentlichem Interesse in der Stadt. So lassen Kinder lachend auf den Feldern ihren Drachen steigen, rasen mit dem Schlitten die Berghänge hinab oder toben im Ringelreihn auf der Blumenwiese. Im Gegensatz dazu werden Aufmärsche und Machtdemonstrationen in historischen Stadtkulissen in Szene gesetzt und das historische Stadtbild als nationales Kulturgut gebraucht. Der vermeintlichen Gefahr einer verhängnisvollen Polarisierung von Stadt und Land entgegen die Verantwortlichen eindringlich mit einem mahnenden Appell. In Illustrationen zum profanisierten Erntedankfestumzug in der Hauptstadt Berlin werden beispielsweise die mit Hakenkreuzfahnen geschmückten Straßen durch ein Transparent ergänzt, auf dem durch die Parole „Stadt und Land – Hand in Hand“¹³ die Einheit beschworen wird.

13 Vgl. Hirt's Berliner Fibel, 1935, S. 78.

7. DDR – Dorf wird Landwirtschaft, Stadt meint Berlin

Die Beziehung von Stadt und Land bleibt auch in der DDR ein zentrales Thema, was sich in den Schulbüchern unter anderem darin zeigt, dass es um 1960 gesonderte Fibeln für Stadt- und Landschulen gibt, die sich inhaltlich jedoch nicht grundlegend unterscheiden. Die nationalsozialistische Parole „Stadt und Land – Hand in Hand“ wird in den DDR-Fibeln personifiziert: „Die Bauern helfen den Arbeitern. Die Arbeiter helfen den Bauern. Arbeiter und Bauern schaffen für uns alle.“¹⁴ Gleichfalls dienen die öffentlichen Räume als Ort für politische Demonstrationen, wenn sich beispielweise an der 1. Mai-Parade die einst geknechteten Arbeiter der Großstädte mit der ehemals im Feudalismus unterdrückten Bauernschaft solidarisieren und symbolisch Stadt und Land vereinigen. Aber die Planwirtschaft hat durch Bodenreform und einem anschließenden Übergang zu genossenschaftlichen Eigentumsverhältnissen und Produktionsweisen wenig vom dörflichen Idyll übrig gelassen. Das Leben auf dem Land wird vielmehr von maschinenbetriebener Landwirtschaft der LPG bestimmt.

Bei der Beschreibung der Stadt zeigt sich währenddessen ein auffälliger Unterschied zu früheren Illustrationen. Mit einer Darstellung der Berliner Stalinallee in „Unser Lesebuch“ von 1954 oder auch den Hochhäusern an der Weberwiese in dem wenige Jahre später erschienenen Band „Wir lernen für Morgen“ wird Stadt und seine Architektur nämlich ausdrücklich als zeitgenössische, kulturelle Leistung gewürdigt und der deutliche Verweis auf die gebaute Realität hergestellt.

In „Unser Lesebuch“ zeigen die Abbildungen den als Leitprojekt des Wiederaufbaus der jungen DDR entstandenen Prachtboulevard mit seinen Wohnblöcken. Die junge Protagonistin erfreut sich daran, in der „schönsten Straße Berlins“ leben zu dürfen und kommt beim Gang in die Schule ins Schwärmen: „Die hohen, prächtigen Häuser sind mit gelben Kacheln verkleidet. Unten ziehen sich in langer Reihe die breiten Schaufenster der neuen Läden hin. Hier kann man kaufen, was das Herz begehrt. Vor den Häusern stehen – wie für ein Fest aufgestellt – große Straßenlaternen. Frisches Grün von Rasenflächen, Bäumen und Sträuchern leuchtet überall, und fröhliche Menschen schreiten über die gepflegten Gehsteige.“¹⁵

Die weiteren Erläuterungen machen deutlich, dass nicht die gesamte Stadt, sondern nur dieses konkrete Stück Stadt gepriesen wird, das gleichsam für das neue Berlin steht, das wiederum Synonym für die Stadt der Zukunft ist. Außerdem soll mit dem stolz präsentierten Ergebnis vor allem die Produktionskraft des neuen Staates vorgeführt werden. Das heißt, dass nicht nur der Städtebau und die Architektur gerühmt werden, vielmehr werden die vorbildlichen Arbeiter mit ihren rationalisierten Arbeitsmethoden

14 Zit. n. W. Eichler, Die Landwirtschaft im Schulbuch der DDR, in: *Stiftung Museumsdorf Cloppenburg* (Hrsg.), *Landarbeit und Kinderwelt*, Cloppenburg 1994, S. 433.

15 Unser Lesebuch für das zweite Schuljahr, Berlin 1954, S. 86 f.



Abb. 10: Unser Lesebuch, Berlin (Ost) 1954.

gefeiert. So tritt insgesamt die Wertigkeit der baukulturellen Leistung in den Hintergrund und wird gleichsam von der didaktischen Rubrik Arbeit und Technik verdrängt.

Parallel dazu wird das Leistungsvermögen des Staates auf dem Land ähnlich eindrucksvoll durch die Landarbeiter mit ihren Traktoren komplettiert. Das erklärt auch, weshalb in den folgenden Jahrzehnten das Projekt Stalinallee zwar aus den Schulbüchern wieder verschwindet, die Leistungsfähigkeit der Arbeiter und Bauern aber weiterhin gepriesen wird. Den Aspekt des Spektakulären, den das Renommierprojekt Stalinallee neben den beständigen 1. Mai-Demonstrationen bis in die 1960er Jahre auch noch befriedigt, übernehmen ab den 1970er Jahren dann populäre Persönlichkeiten wie Juri Gagarin, „der erste Mensch im Weltraum“,¹⁶ dessen Personenkult sich bis zum Ende der DDR hält – zumindest in den Augen der Verantwortlichen.

In der 1990 zuletzt erschienen Ausgabe von „Meine Fibel“ wird die kindliche Sensationslust aber dann doch wieder durch großstädtische Erfahrungen zufrieden gestellt. Bei einem Besuch in Berlin wird sie durch kurz getaktete Sequenzen im Tierpark, den Blick vom Fernsehturm und der Fahrt mit der U-Bahn gestillt, illustriert durch eine Familie auf dem Alexanderplatz mit bunt gefleckter Weltzeituhr.

16 Unsere Fibel, Berlin 1974 sowie 1989, S. 77.

8. BRD I – Demokratie als Bauform?

Das Großprojekt Stalinallee war ein ideologisches Kräftemessen mit dem Klassenfeind. Im Westen der Stadt entsteht mit der 1957 eröffneten Bauausstellung Interbau ebenfalls ein Demonstrationsprojekt. Hier folgen die Verantwortlichen den Leitbildern der Stadtlandschaft und der gegliederten und aufgelockerten Stadt. Doch davon ist in den Schulbüchern der Bundesrepublik nichts zu finden. Wenn Franz Pöggeler zu dem Ergebnis kommt,¹⁷ dass DDR-Fibeln viele politische Texte und Bilder beinhalten und im Gegensatz dazu in der Bundesrepublik bis ca. 1970 niemals politisch-gesellschaftsrelevante Begriffe wie Bundesrepublik, Bundestag oder Demokratie auftauchen, so lässt sich dies auch auf bundesrepublikanische Stadtdarstellungen in Fibeln ausweiten. Es werden nicht in ähnlicher Weise wie in der DDR Leistungen im Städtebau oder in der Architektur präsentiert. Die Merkmale einer lockeren Bebauung mit durchgrünem Städtebau finden nur vereinzelt in trivialisierter Form ihren Niederschlag, wie in der 1968 erschienenen Fibel „Lustige Leseschule“. Darin sehen die Schulkinder einen Jungen, der sich in einer Baumkrone versteckt. Im Hintergrund stehen für die 1960er Jahre charakteristische, zweigeschossige Zeilenbauten mit Satteldach, architektonische Durchschnittsqualität in zeittypischer Bauweise mit viel Umgebungsgrün als Spielbereich. Andere Darstellungen zeigen weiterhin den von dem Haus auf dem Land abgeleiteten freistehenden Haustyp, mehr oder weniger abstrahiert. Ohne es deutlich zu machen, wird entfaltet, dass Kinder entweder in Neubausiedlungen am Stadtrand oder außerhalb der Städte wohnen. Die Stadt selbst erfüllt nach wie vor andere Funktionen. Dort ist die Schule und der Verkehr, der als Teil einer mahnenden Verkehrserziehung in keiner Fibel fehlt. Außerdem ist es der Ort der kleinen und großen Ereignisse: der Zirkus, der Zoo, das brennende Haus mit der Feuerwehr und die grandiose Welt des Konsums, die sich mit übermäßigem Angebot zeigt. Die Stadt ist also weiterhin weniger der Ort an dem Familien wohnen, sondern die bunte Ereignismaschine, deren Gefährlichkeit nach wie vor in Bann gehalten wird.

9. BRD II – Stadtkritik der 1970er Jahre

Das Motiv des Erholungsurlaubs der Stadtbewohner auf dem Land in der Moderne bekommt in der Fibel unter dem Ideal des Landlebens mit dem Tagesausflug in die Stadt eine interessante Variante. Dieser narrative Ansatz hält sich bis in die jüngste Zeit und kann als dramaturgischer Trick verstanden werden. Durch den schnellen Wechsel aus der beschaulichen Alltagssituation zu Hause in die Sonderzone Großstadt lässt sich die Wirkung des Extravaganten überhöhen und eine latente Sorge, dass mit dem dauerhaften Spektakel eine Reizüberflutung entstehen könne, ist mit der Heimkehr bequem wieder abgeschaltet.

17 F. Pöggeler (s. A 11), S. 229 ff.



Abb. 11:
Die goldene Brücke. Eine Lese- und
Arbeitsfibel auf synthetischer Grundlage,
 Hannover ca. 1975.

Dieser Methode bedienen sich auch Fibern um 1970. Kinder finden einen Igel im heimischen Garten und fahren anschließend „in die Stadt“. Dort „schauen und schauen“ sie und zeigen sich fasziniert: „So viele Autos! So viele Leute! Und so viele Häuser und auch ein Hochhaus.“¹⁸ Richtig begeistert sind sie dann „im großen Kaufhaus“, wo sie mit „großen Augen“ die „vielen, vielen Sachen“ bestaunen und mit der automatischen „Zaubertreppe“ in die oberen Geschosse fahren, bevor sie schließlich wieder nach Hause zurückkehren.

Zuhause heißt inzwischen freilich nicht mehr agrarisches Dorf. Eine dafür notwendige sozio-ökonomische Basis ist auch in der Realität immer weniger vorhanden. Mehr und mehr Bauern sind in eine Zuerwerbs- oder Nebenerwerbslandwirtschaft übergegangen. Was von der dörflichen Siedlungsstruktur übrig bleibt, ist der Versuch „auf sozialer Ebene die Vorstellung von Dorf als einer integrierten, überschaubaren Gemeinschaft mit intensiven Nachbarschaftsbeziehungen, regem Vereinsleben, beständigen Verwandtschaftsbeziehungen und starker Identifikation mit der Tradition des Ortes“¹⁹ zu erhalten. Die Fibern zeigen mithin also den Mythos vom dörflichen Idyll, dessen Verortung nicht deutlich gemacht werden kann, da er immer weniger existiert und sich räumlich immer weiter vom städtischen Kontext entfernt. Stattdessen werden die jeweiligen Vorzüge des Naturraumes und des Stadtlebens im nebulösen Kleinstadt- bzw. Vorstadtkontext als Lebensumfeld verwoben und idealisiert. Die Ideal-Fibel-Familie der Nachkriegszeit lebt demnach auch in den 1970er Jahren im freistehenden Einfamilienhaus mit Garten, aber zugleich in der Nähe einer Großstadt.

Kritische Stimmen bemängeln jedoch nicht diese Unvereinbarkeit, sondern etwas anderes. Wie schon zu Beginn des Jahrhunderts, machen einige Pädagogen auch in dieser Dekade den Fibern den Vorwurf, dass sie zu harmonisch eine heile Welt zeigen wür-

18 Westermann-Fibel, Heft 4, ca. 1973.

19 R. Pieper, Soziologie im Städtebau, Stuttgart 1979, S. 107.

den. Diese Kritik verschärft sich zunehmend und mündet in veränderten Inhalten und Illustrationen. Weniger das artige Kind als vielmehr das kritische und selbstbewusste Kind ist nun das Ziel der Pädagogen. Aus Sicht der Autoren sollen sich Handlungen und deren Räume noch stärker am „Realitätsbezug“²⁰ orientieren, der ausgewogen die „realen Dinge der heilen und nicht heilen Welt der Kinder“²¹ thematisiert. Im Heft 3 der 1974 erschienenen „westermann fibel 74“ wird die Stadtentwicklung im 20. Jahrhundert erstmals als Zerstörer dörflicher Lebensumstände direkt attackiert.²² In einer dreiphasigen Gegenüberstellung von Dorf, Umbausituation und Stadt werden klare Hierarchien genannt: Das Dorf hat „viel Platz für Kinder“, da „viele Bäume, große Wiesen, wenig Verkehr“. Im Gegensatz dazu bietet der Umbau zwar die Attraktion von Sandhaufen, Bagger und andere Maschinen, aber „wenig Platz für Kinder“, da „wenig Bäume, kleine Wiese, große Häuser, viel Verkehr“. Die verkehrsbelastete und vermüllte Stadt hat schließlich „kein Platz für Kinder“, weil sie „keine Bäume, keine Wiesen, keine Tiere“²³ bietet.

Mit dieser offenen Kritik ergibt sich für die Autoren in der Folge die logische Konsequenz, entweder weiterhin am naturnahen Lebensraum für die Alltagsdarstellungen festzuhalten, was sich in hierarchischer Folge als Landschaftsraum, Dorf, Garten oder Park wiederfindet, und was in zahlreichen Fällen auch praktiziert wird. Alternativ entgegenn den Autoren der ungeliebten, weil kinderunfreundlichen Stadt mit Kreativität und Unkonventionalität. Die öffentlichen Freibereiche der Stadt, die mit der Funk-



Der Fahrer bremst,
doch rutscht der Wagen ...
Nun geht es Heini an den Kragen.

Jetzt hat er Zeit zum Überlegen:
Nur Vorsicht schützt –
auf allen Wegen!

Abb. 12: Jo-Jo. Fibel für Bayern, Berlin 2001.

20 Z.B. W. Menzel, Die Fibel, in: P. Conrady/G. Rademacher (s. A 6).

21 Ebda., S. 60.

22 westermann fibel 74, Heft 3, Braunschweig 1974, S. 74/75.

23 Ebda., S. 75.



Abb. 13: Westermann Fibel 74. Heft 3, Braunschweig 1974.



Abb. 14: Westermann Fibel 74. Heft 3, Braunschweig 1974.

tion Spielen und Entdecken belegt sind, haben sich inzwischen weiter ausdifferenziert und werden in ihrer Differenzierung auch dargestellt. Mit gesteigerter Autonomie und Selbstsicherheit der Stadtbewohner hat aber auch ein Streit über die Belegung dieser Freiräume begonnen. Daraus entwickelt sich eine stärkere Reglementierung der Bereiche die zugleich wieder kritisiert wird. An einer grundsätzlichen Haltung zu den öffentlichen Räumen hat sich allerdings nichts geändert. 1982 wird den Kindern drastisch vor Augen geführt, dass dort ihre Bedürfnisse nicht befriedigt werden können. Stattdessen suggerieren den Kindern abermals Blutlachen auf der Straße und medienanalytische Bildfolgen, in denen ein Junge scheinbar vom Balkon eines mehrgeschossigen Gebäudes springt: Achtung, Stadt kann tödlich sein!

Auch andere Handlungen in der Stadt werden verstärkt problematisiert. So werden anhand alltäglicher Versorgungsvorgänge in Supermärkten nicht das Einkaufen, sondern das Klauen thematisiert; der Blick in eine Fabrik wird zum Anlass genommen, um auf Sprachprobleme bei Gastarbeitern hinzuweisen; das Beobachten und Bedienen technischer Geräte, früher mit großer Technikbegeisterung und hohem Ereignis-potenzial dargestellt, wird nun im strafwürdigen Missbrauch zum Verursacher von Umweltverschmutzung erklärt oder zu einem anspruchslos beherrschbaren und damit langweiligen Alltagsphänomen degradiert. Entsprechend ist auch insgesamt die Attraktionskraft der Stadt deutlich geschwunden. Eine vermeintliche Exotik fremder

Menschen in der Öffentlichkeit ist längst alltäglich geworden, großformatige Schau-fenster und Reklametafeln haben ihre Anziehungskraft verloren und stattdessen wird in einer Mischung aus Kritik und Ironie über die affektierte Buntheit der Werbung ge-lästert, wie auch die einst im Alltag präsen-te Besetzung der öffentlichen Räume durch achtungsgebietend opulente Militärparaden längst nicht mehr stattfindet. Allein der Einsatz von Rettungsfahrzeugen bleibt, die aber ihre besondere Position als Instituti-onen zum umfänglichen Schutz der Stadtbevölkerung verloren haben. Denn auch die Gefahren der Stadt haben sich für Kinder verlagert. Sie sollen zwar weiterhin auf Ver-kehrsfahren und Feuersbrünste achten; aber mindestens genauso fürchten sie sich vor Gewalthandlungen, bei denen nicht gleich ein Schutzmännchen da ist, um den bösen Verursacher zur Rechenschaft zu ziehen. Insofern ist auch das Vertrauen in die Funk-tionsfähigkeit der städtischen Institutionen gestört. Stadt scheint noch weniger zum kindgerechten Ort geworden zu sein.

Die Autoren der Fabeln setzen dagegen, nehmen den Kampf gegen die Stadt auf und appellieren an die immateriellen Kräfte der Kinder. Plakativ agieren farbige dargestell-te Kinder vor trister, auf schwarz-weiß reduzierter Stadtkulisse und kämpfen mit ih-ren Waffen: Phantasie, Illusion, Erwartungen, Naivität, Wünsche und Tagträume. Diese Zutaten protegieren einen neuen Typus: das Wimmelbild. Als phantastische Form kind-licher Stadtdarstellungen und Stadtalternativen, verlieren sich die Handlungsfiguren und Fabelleser gleichermaßen in einem bunten Gewirr, das sich an einer real vorhande-nen, immer weiter ausdifferenzierten Nutzungsvielfalt orientiert, allerdings mit äußerst wenig Wohnanteilen. Überwiegend in städtebaulicher Blockstruktur bilden Fehlstel-len Plätze, bisweilen auch mit Spielgeräten, die jedoch in Konkurrenz zur benachbar-ten Baustelle stehen. Die restlichen öffentlichen Räume zeigen vielfältige Stadtmöblie-rungen und Transportmittel, unterschiedliche Stadtbewohner mit deutlichen Ansätzen sich weiter ausdifferenzierender Lebensformen. Neben den historisierenden Gebäuden mit Läden, deren Schriftzüge und Werbetafeln sich über mehrere Geschosse ziehen, ste-hen funktionalistische Bürobauten, Schulen, Krankenhäuser, Feuerwachen und vieles mehr – und hinter dieser Vielfalt an Nutzungen verschwindet der Wohnungsanteil zur Marginalie.

10. Gegenwart – Neue Medien statt Stadt

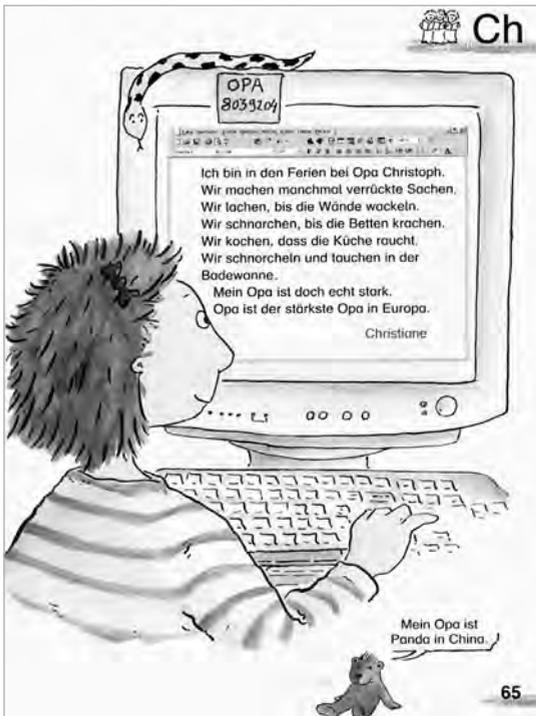
In den 1980er Jahren wird die Polarität zwischen Stadt und Land unschärfer. Seit den 1960er Jahren hat sich in Deutschland zwar die Abwanderungstendenz vom Land in die Stadt fortgesetzt, aber dabei wächst primär das Umland der Großstädte. Ausbau der Nahverkehrsnetze und die verstärkte Verbreitung von Autos unterstützen den Suburba-nisierungsprozess. Städte wachsen zu Agglomerationen mit undeutlichen Rändern und diffusen Identitäten. Während auf dem Land nur noch die Wenigsten in der Landwirt-schaft tätig sind, hat die Mehrheit der Bewohner von Dörfern und kleineren Orten ihre



*nein, Oma, nicht
bitte mach nicht aus
das ist so gut*

*Michael
das ist ja nicht für Kinder
ach, Oma*

Abb. 15:
Wir lesen alles kurz und klein,
Stuttgart 1979.



OPA
8059204

Ich bin in den Ferien bei Opa Christoph.
Wir machen manchmal verrückte Sachen.
Wir lachen, bis die Wände wackeln.
Wir schnarchen, bis die Betten krachen.
Wir kochen, dass die Küche raucht.
Wir schnarcheln und tauchen in der
Badewanne.
Mein Opa ist doch echt stark.
Opa ist der stärkste Opa in Europa.
Christiane

Mein Opa ist
Panda in China.

Abb. 16:
Leseschule. Fibel für den
Erstleseunterricht,
München 2004.

Arbeitsstätte außerhalb ihrer Gemeinde.²⁴ Die Stadtbevölkerung hingegen ist einerseits noch nie so zufrieden mit ihrem Leben, zugleich geben aber ca. 50% aller Befragten an, dass ihr Wunschwohnrort, „auf dem Lande“ oder in einer „Kleinstadt“ sei.²⁵

Auf diese Veränderungen der Städte mit ihren Identitätsproblemen und entstandenen Strategiefragen folgen anregende Definitionsansätze wie von Marc Augé, der im Fehlen von Geschichte und kommunikativer Verwahrlosung „Nicht-Orte“ erkennt oder Thomas Sieverts, der mit der „Zwischenstadt“ den Fokus auf genau jene Siedlungsstruktur lenkt, die weder der Stadt noch dem ländlichen Raum zugeordnet werden kann.

Parallel zu den unscharf werdenden Stadtdefinitionen wird verstärkt offenbart, wer die Spektakelfunktion der Stadt übernommen hat: Der Fernseher. Er zeigt mit einer noch höheren Frequenz als die Großstadt Unfälle, Farbenreichtum und Dynamik. Auch die Institutionen funktionieren darin besser. Der „Böse“ verliert am Ende immer gegen den „Guten“, die virtuelle Welt erscheint im Gegensatz zur kindlichen Realität gerecht. Später ergänzt durch Computer und andere Kommunikationsmedien können Kinder mit diesen Geräten an den globalen Ereignissen Teil haben und mit ihnen Erfahrungen machen, in denen Exotik mitschwingt. So lernen Kinder nicht mehr von Naturphänomenen, sondern bis heute vor einem Apparat das O des Erstaunens.

Die Neuen Medien führen insofern konsequent die von Georg Simmel formulierte „Steigerung des Nervenlebens“²⁶ fort. Da die reale Stadt mit ihren Frequenzen der Ereignisse in der Realität an ihre physischen Grenzen stößt, wird einfach der Anbieter gewechselt. Mit der Takterhöhung immer schneller wechselnder Bilder und virtueller Ereignisse nehmen auch die „Blasiertheit“ der Wahrnehmenden und die soziale „Reserviertheit“ zu. Insofern findet für die Kinder die Stadt in den Medien ihre folgerechte Fortführung.

11. Fazit

Die pädagogische Richtlinie Pestalozzis, wonach der Inhalt von Lernbüchern bei der „kindlichen Umwelt“ zu beginnen habe, wird zu Beginn des 20. Jahrhunderts nur stark verzögert umgesetzt. Obwohl die Stadt zum gängigeren Lebensraum für Kinder wurde, wird in Fibeln immer noch am idealisierten Dorf festgehalten und bis heute nicht versucht, die Idee der Großstadt als qualitativvoller Wohn- und Lebensraum zu vermitteln. Stattdessen sendet eine in der Ferne zu liegen scheinende Stadt ihre modernistischen Botschafter auf das Land: rauchende Eisenbahnzüge und gigantische Zeppeline ohne

24 Vgl. T. Harlander, Wohnen und Stadtentwicklung in der Bundesrepublik, in: *I. Flagge* (Hrsg.), *Geschichte des Wohnens*, Band 5: 1945 bis heute, Stuttgart 1999, S. 354 ff.

25 *Leben in deutschen Städten 2007*. Sonderauswertung der BBR-Bevölkerungsumfrage, Informationen aus der Forschung des BBR, Nr. 2/Mai 2008.

26 G. Simmel, *Die Großstädte und das Geistesleben*, in: *Die Großstadt*. Vorträge und Aufsätze zur Städteausstellung. Jahrbuch der Gehe-Stiftung zu Dresden, Bd. 9, Dresden 1903, S. 185 ff.

sichtbare Passagiere sowie offene Autos, in denen die Insassen scheinbar Teil der Mobilitätsmaschinerie sind.

Weder die Historie der Urbanisierungsprozesse und deren leidvollen Symptome wie Krankheit und Armut noch reformerische Ansätze oder gar utopische Ideen einer modernen Großstadt mit hohen Lebensqualitäten finden in den Fabeln einen Niederschlag. Als die Stadt Ende der 1920er Jahre, vorerst immer noch vereinzelt, als Themenschwerpunkt in Erscheinung tritt, wird sie weniger als Wohnort, sondern als Ort des Spektakels und der Gefahr dargestellt. Dabei werden dörfliche Ereignisse auf einen Stadtkontext übertragen und die Stadt wirkt als Potenzierungsgerät, das die Ereignisse steigert und beständig abrufbar zur Verfügung stellt. In dieser Ambivalenz von faszinierendem Spektakel und latenter Gefährdung muss die territoriale Zuweisung von Räumen und die Verantwortlichkeit von Institutionen stärker als auf dem Land vorbestimmt sein, um die Attraktionen der Stadt genießen zu können und zugleich vor einer omnipräsenten Lebensgefahr zu schützen.

Mitte der 1970er Jahre, als die Ölkrise die vom Club of Rome formulierten „Grenzen des Wachstums“ im Alltag zeigen, vollzieht sich auch in der Stadtplanung ein Paradigmenwechsel. Den stetig prosperierenden Stadterweiterungen folgt eine Rückbesinnung auf die Probleme und Potenziale der historischen Stadt und daraus Strategien einer Stadterneuerung. Einhergehend mit den reformpädagogischen Bewegungen der „68er-Generation“ führt dies in den Fabeln jedoch zu einer pauschalen Stadtkritik. Darin kumulieren die Zerstörung historischer Bausubstanz, eine menschenverachtende Umweltverschmutzung und Verkehrsbegünstigung sowie strukturelle Mängel wie zunehmende Privatisierung und verstärkte Reglementierung der Stadträume zu einer Grundsatzschelte am System Stadt. Gegen dieses erneut aufgerufene Feindbild vom „Moloch Stadt“ sehen einige Pädagogen in der Phantasie der Kinder noch eine Art Geheimwaffe. Doch die bunten Klecksereien auf den schwarz-weiß dargestellten Brandwänden sind nur Treffer ins Leere. Denn zum einen können durch diese kindlich anarchischen Handlungen die Kritikpunkte nicht wirklich entkräftet werden und zum anderen sind die Kinder inzwischen auch mündiger geworden und ihre Ansprüche sind gewachsen. Die Stadt kommt den permanenten Attraktivitätsanforderungen nicht mehr nach, kann das Angebot weder quantitativ noch qualitativ im gleichen Maße steigern wie die Nachfrage; sie hat im Wettkampf der Anziehungskräfte verloren. Auf der zwispältigen Rangliste der Attraktionsanbieter hat sich ein Wettbewerber an der Stadt vorbeigeschoben und ist seitdem führend bei den Kindern und als verführerischer Feind bei den Eltern verschrien: die Neuen Medien.

Bei aller Kritik am gefährlichen Einfluss von Virtualität und der Ermahnung an eine notwendige Medienkompetenz wird indes vernachlässigt, dass es nicht nur den Verlierer Stadt gibt, sondern auch einen permanenten Gewinner in der Realität. Es ist der Typus vom freistehenden Häuschen mit Satteldach und Garten. Und diese Führungsposition hat dieser Haustyp beständig unangefochten inne – zumindest lernen es so

die Kinder seit mehr als hundert Jahren durch die Fibel. Mit einem gleichermaßen stadt- und naturnahen Lebensumfeld mündet in den Fibern die bestmögliche Wohnform also in einem illusorisch nebulösen Ideal, das seinen Lebensmittelpunkt genauso in unmittelbarer Nachbarschaft zu den Angeboten einer Großstadt hat wie es an den gepriesenen Lebensqualitäten eines Naturraums partizipiert. Diesen Widerspruch lösen die Fibel Darstellungen nicht auf. Stattdessen hat die Fokussierung auf den Idealtyp vom freistehenden, stadtnahen Häuschen in räumlicher Unmöglichkeit eher Entwicklungen wie den urban sprawl gefördert. Wenn diese Ausbildungen heute kritisiert und schon seit langem alternative Leitbilder in der Stadtentwicklung angestrebt werden, sollten sich die Verantwortlichen einmal fragen, wie diesen hartnäckigen Idealvorstellungen der „Häuslebauer“ entgegenget werden kann, wie Stadt als adäquate Lebensform der Moderne vermittelt werden soll, wenn Kinder in Fibern entsprechende Muster vorgelegt bekommen.

Robert Kaltenbrunner

Ein exponierter Auftritt

*Seit 160 Jahren spielen Weltausstellungen eine gewichtige Rolle
in der Stadtentwicklung – aber welche?*

Was ist nicht alles in diesen großen Topf geworfen worden: Milliarden an Investitionsmittel, konzertierte Aktivitäten der politischen Entscheidungsträger, spektakuläre Bauprojekte, ein Motto, das thematisch gleichsam die ganze Welt umspannen will, und das (vermeintlich) Beste an Ausstellbarem – materieller wie ideeller Art. Kein Zweifel, Shanghai hat seine 2010 World Expo mit der ganz großen Kelle angerührt.

Mögen die vorangegangenen Veranstaltungen in Aichi (2005), Hannover (2000) und Lissabon (1998) die in sie gesetzten Erwartungen hinsichtlich Publikumsakzeptanz und Wirtschaftlichkeit auch verfehlt haben, so ließen die Verantwortlichen für die erste Weltausstellung auf chinesischem Boden sich doch keineswegs davon beirren. Die Ambitionen sind gigantisch – und offenbar nicht unrealistisch. Mehr als 240 Länder haben sich angemeldet; 80 Millionen Besucher erwarten die Veranstalter, vier Millionen davon aus dem Ausland. 97 Länder- und Themenpavillons sind auf dem Expo-Gelände entstanden, deren größter und auffälligster – natürlich! – der chinesische ist.

So weit, so gut: Man kennt die Eigengesetzlichkeiten beim Streben nach der Superlative. Doch erhält dies einen merkwürdigen Beigeschmack, wenn man das Motto der Expo 2010 bedenkt: „Bessere Stadt, besseres Leben“. Shanghai hofft, nach eigenem Bekunden, „ein Pilotprojekt für nachhaltiges und harmonisches Leben in der Stadt zu bauen“. Allein, welche Wirkung entfaltet eine solche Weltausstellung eigentlich für die Stadtentwicklung?

Ohne Ressentiment lässt sich diese Frage kaum beantworten. Deshalb mag der Rückblick auf eine nunmehr 160-jährige Geschichte hilfreich sein. 1851 gab die Londoner Weltausstellung das Startsignal für ein Format, bei dem es nicht – wie etwa bei Messen, Märkten und Basaren – um das unmittelbare Verkaufen ging, sondern um ein gewerbeförderndes und zugleich nationalpolitisches Instrument. Mit durchaus umwälzendem Erfolg: Bis zum Ausbruch des Ersten Weltkrieges fanden 57 Industrie- und Gewerbeausstellungen statt, davon 29 in Europa, 17 in den USA und insgesamt 11 in Australien, Asien und Südamerika. Gerade ökonomisch aufstrebende Länder setzten auf das Zaubermittel dieses Events; am augenfälligsten wohl Osaka im Jahr 1970, das Japans fulminanten Durchstart in die Spitze der Weltwirtschaft bildhaft demonstrierte.



Abb. 1: Paris 1867, Ovale Halle, Quelle: Wikipedia.

Besonders vernünftig ging es bei den – erfolgreichen – Weltausstellungen dabei wohl nie zu. Sie lebten gleichsam von Chaos und Phantastik. Gab es etwas Unvernünftigeres, als einer abendländischen Metropole ein 1.000 Fuß hohes Eisengestell einzupflanzen, wie Gustave Eiffel es 1889 tat? Oder eine weiße Palaststadt in die Küstensümpfe des südlichen Chicago zu zaubern, wie 1893?

Blickt man nun auf die Schauplätze, so fällt zunächst auf, dass allen Expos der Zwang zu Konzentration und Zentralität inhärent zu sein scheint. Sowohl die organisatorischen Voraussetzungen und der Veranstaltungsmodus, wie z.B. die Entrichtung von Eintrittsgeldern, als auch das Ziel, die Veranstaltung für die Besucher übersichtlich und komfortabel zu gestalten, lassen weit verstreut und abgesondert liegende Standorte nicht zu. Folgerichtig wurden Weltausstellungen meist als geschlossene Komplexe konzipiert, die verschiedenen Kategorien der Objekte und Nationen möglichst übersichtlich und eng beieinander arrangiert. Die ovale Halle der Weltausstellung von 1867 in Paris stellt den für diese Absicht zweckmäßigsten Typ dar: In konzentrischen Ringen wurden die verschiedenen Warengruppen angeordnet, jede Nation besetzte ein Segment.

Anfangs waren die Expositionen ein Privileg der seinerzeit stärksten Wirtschaftsnationen: England und Frankreich. Deren Hauptstädte boten einen so prachtvollen wie organisatorisch leistungsfähigen Hintergrund für die rauschenden Feste der Industrie; Fortschritt jeglicher Art wurde den breiten Schichten hier dargeboten. Gegen Ende des



Abb. 2:
Chicago 1893, Blick auf die „White City“,
Quelle: Wikipedia.

19. Jahrhunderts bedienten sich dann die USA, die kommerziell und auch kulturell den Anschluss an die „Alte Welt“ suchten, des Mediums zur Demonstration eigener Stärke, des „american way of life and business“. Besonders Chicago tat sich da hervor, wobei die Expo von 1893, die im weit außerhalb gelegenen Jackson Park stattfand, eine Art Wendepunkt darstellte. Mit einem Ehrenhof, axial aufeinander bezogenen Gebäuden und Freiräumen wurde hier der Prototyp der „City-Beautiful“-Bewegung geschaffen: Die White City von Chicago, die den ideellen Gegensatz zur Black City bildete – jener aufstrebenden Industrie- und Handelsstadt mit ihrer als „Commercial Style“ verrufenen (Hochhaus-) Architektur. Zugleich aber nutzte man die Chance, vermittels des Vehikels Weltausstellung Flächen zu akquirieren, die nach dem Abriss der Ausstellungsbauten als Parkanlagen und öffentlicher Erholungsraum der Bevölkerung der hochverdichteten Stadt zur Verfügung gestellt wurden. Damit leistete die Expo etwas genuin Neues: Der Integration der (und in die) Landschaft, die Planung zusammenhängender Grünräume als Instrument zur Gliederung des urbanen Raumes. Doch das Ende dieser Ära war absehbar, als 1904 die „Louisiana Purchase Exposition“ stattfand. Sie brach alle bisherigen Rekorde: Fast 20 Millionen Besucher wanderten durch eine riesige, 508 Hektar umfassende Stadt aus Gips. Im taumelnden Wettbewerb mit sich selbst begann die Expo zum Mega-Event, zugleich aber zur bloßen Kulisse zu werden.

Zwar lässt sich beobachten, dass landschaftliche Lagevorteile prinzipiell gerne genutzt wurden. Flüsse und Lagunen galten immer als Vorzugsplätze. Paris, das 80 Jahre lang auf Weltausstellungen abonniert war, hatte die Seine und ihr Hochufer, Montreal den St. Lorenz-Strom und seine Inseln, Sevilla den Guadalquivir mit der Cartuja-Insel, Lissabon die weiten Wasserspiele des Tajo. Als aber zu Beginn des 20. Jahrhunderts die finanziellen und planerischen Investitionen in das Unternehmen Weltausstellung



Abb. 3: Barcelona 1929, Panorama des Ausstellungsgeländes, Quelle: Wikipedia.

förmlich explodierten, erzwang dies ein sukzessives Umdenken: Das jeweilige Gelände sollte zunehmend einen dauerhaften Nutzen für die Stadt aufweisen. Vorbildfunktion hatte die Franco-British-Exhibition 1908 in London, indem ihre Ausstellungsbauten anschließend zu Messehallen umgewidmet wurden. Und in Barcelona verbanden die Verantwortlichen bei der Weltausstellung 1929 geschickt nationale Repräsentationsbestrebungen und handelspolitische Ambitionen mit Visionen für die weitere urbane Entwicklung. Der gewählte Standort – der Berg Montjuïc – stellte seinerzeit einen historisch belasteten und sozial problematischen Stadtbezirk dar. Mit dem neuen Veranstaltungsgelände und seiner Folgenutzung als Messe setzte man bewusst einen Impuls zur Entwicklung eines zweiten, zusätzlichen Geschäftszentrums im Westen der katalanischen Metropole. Wobei als zentrale Voraussetzung die Verbesserung der Anbindungen an den Altstadtkern und die Flächen des Eixample diente.

Je stärker indes der Zwang zum ökonomischen Erfolg – real oder gefühlt – wurde, desto mehr rückten spektakuläre „Attraktionen“ in den Fokus. Weil sie möglichst viele zahlende Besucher anlocken sollten, nahmen die Weltausstellungen zunehmend Jahrmarkts- oder Vergnügungsparkcharakter an; im gleichen Maße sank das handelspolitische und kulturelle Niveau. Baulich drückte sich diese Tendenz in der Gestaltung von Landschaftsparks mit eingestreut liegenden Kiosken, Pavillons und kleineren Ausstellungsgebäuden aus, die die großen Hallen zunächst ergänzten. Attraktion und Ausgangspunkt der Expositionen bildeten vorhandene oder neu geschaffene Grünflächen mit unterschiedlichen Einzelgebäuden. Seit dem ersten Drittel des 20. Jahrhunderts ging die Tendenz verstärkt zu Einzelpavillons, deren Architektur Gesicht und Image der Ausstellungen mehr als die ausgestellten Waren prägten. Und dies scheint nach wie vor state of the art.

In den 1930er Jahren setzte der Trend zur thematischen Organisation ein; dem Motto selbst kam eine immer stärkere Bedeutung zu: „Century of Progress“ lautete der selbstzufriedene Euphemismus 1933/34 in Chicago, und mit dem Slogan „World of Tomorrow“ wollte New York 1939/40 Utopien als Fluchtmöglichkeit in den vom Zweiten Weltkrieg gebeutelten Jahren anbieten. Nach dessen Ende standen Wissenschaft und Technik, die bis dahin bestimmenden Themen der Expositionen, als Heilsbringer indes in der Defen-



Abb. 4: Chicago 1933, Plakat zur Weltausstellung, Quelle: Wikipedia.



Abb. 5: New York 1939, Futurama-City; Quelle: Norman Bel Geddes, Wikipedia.

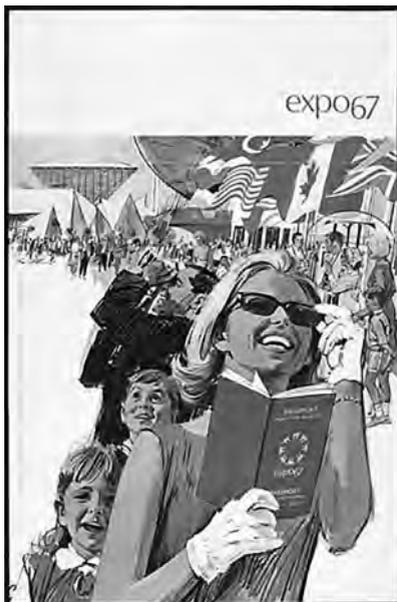


Abb. 6: Montreal 1967, Das offizielle Plakat betont den Event-Charakter.

sive. Jedoch setzten die Veranstalter nach wie vor gerne den wissenschaftlich-technischen Fortschritt in Szene, indem sie in der Formulierung der Mottos und der Auswahl der Ausstellungsobjekte den Beitrag zur Verbesserung der Lebensqualität, der Bequemlichkeit und den Unterhaltungswert betonten. So fand die relativ hohe Beteiligung vieler kleiner, kurz zuvor neugegründeter Staaten an der Expo 1967 in Montreal mit dem Leitmotiv „Man and his World“, welches die Solidarität der Menschen untereinander herausstellte, städtebaulich einen Niederschlag in groß ausgebildeten Gemeinschaftsbereichen als internationale Treffpunkte. Dem Zeitgeist folgend rückte alsbald die Natur und deren Erhalt bzw. Reparatur in den Vordergrund. Entsprechend idealisierte man in Brüssel 1958 unter dem Motto „Bilanz für eine menschliche Welt“ die friedliche Nutzung der Atomenergie. Freilich erweist sich

deren Versinnbildlichung rückblickend als wenig geglückt: Da der Atom-Enthusiasmus mittlerweile eher schwindet, eignet sich das „Atomium“ kaum mehr für ein positives Stadt-Marketing.

Eben diese neue Startposition in der Städtekonkurrenz aber ist mehr und mehr zur *raison d'être* geworden: Die Rolle als Stellvertreter für die ganze Nation, die globale Beachtung und Medienwirksamkeit veranlasst die gastgebenden Städte zu außergewöhnlichen Planungen, um sich möglichst eindrücklich darzustellen und aus der Phalanx vergleichbarer Städte hervorzuheben. Bemerkenswert ist, dass auch im Zeitalter von virtual reality das gebaute Bild der erste Werbeträger bleibt. Im 19. Jahrhundert verhalfen die Expos den Materialien Glas und Eisen zum Durchbruch; sie waren es, die den repräsentativen Charakter der „Industriepaläste“ prägten und bis dahin ungeahnte Licht- und Raumeindrücke erzeugten. Auch andere, heute selbstverständliche technische Leistungen – wie das Bauen mit vorgefertigten Teilen (London 1851), die Konstruktion des Dreigelenkbogens (Maschinenhalle Paris 1889), moderne Zeltkonstruktion (Montreal 1967), intelligente Außenhäute (Sevilla 1992), Rolltreppen, Fahrstühle, Schwebbahnen usw. – sind anlässlich von Expositionen entwickelt worden.



Abb. 7: Barcelona 1929, Pavillon von Ludwig Mies van der Rohe; Foto: *vicens*, Quelle: Wikipedia.



Abb. 8: Montreal 1967, Geodätische Kugel von Richard Buckminster Fuller; Foto: *Ph. Hienstorfer*, Quelle: Wikipedia.

Ab und an gab es auch zukunftsweisende Architekturen: Beispielsweise der Barcelona-Pavillon von Mies van der Rohe (1929), Buckminster Fullers geodätische Kuppel (Montreal 1967) oder die Strukturen der japanischen Metabolisten um Kenzo Tange (Osaka 1970). Und in den letzten anderthalb Jahrzehnten sind signature buildings und big names aus der Architektenzunft zu einem Teil des jeweiligen Vermarktungskonzeptes avanciert. Doch gemessen an all dem, was bei den Expos ostentativ zur Schau gestellt wurde, erscheinen die Konsequenzen am Ort des großen Ereignisses in der Regel ephemere. Schon die ersten Weltausstellungen waren flüchtige Installationen; spurlos etwa verschwand der legendäre, 600 Meter lange Londoner „Crystal Palace“ von Joseph

Paxton, der in die Architekturgeschichte als „Verwirklichung eines neuen Baugedankens“ eingegangen ist.

Implizit wirft jede Weltausstellung die Frage nach der Darstellbarkeit gesellschaftlicher, politischer und kultureller Inhalte durch architektonische Formen auf. Nun mag ja schon allein dieser Anspruch Kritik provozieren. Und in Anbetracht von Medien, die den Zeitgeist weitaus wirksamer verkörpern, hat es eine thematisch ausgerichtete Expo heute fraglos schwer. Wie man überhaupt konstatieren muss, dass solche Events ihren eigentlichen Daseinszweck – die Vermittlung des Fortschritts – eingebüßt haben: Was in London und Paris Mitte des 19. Jahrhunderts noch uneingeschränkt galt, nämlich die Gelegenheit, die Massen mit der Modernität zu konfrontieren, Technik und Fortschritt als Erlebniswerte zu inszenieren, das ist längst obsolet. Heute scheinen die Rollen vertauscht: Ausstellungen buhlen um Zuschauer, und Städte um Ausstellungen. Sah Walter Benjamin die magische Anziehungskraft der Weltausstellungen noch in ihrer Eigenschaft als „Wallfahrtsstätten zum Fetisch Ware“ – womit er gerade den entscheidenden Zusammenhang mit der neuen Psyche des Großstadtmenschen herstellte –, so sind mittlerweile an die Stelle der stolzen Leistungsschau die Forderungen der Tourismusindustrie, des Stadtmarketings sowie Infrastrukturbedürfnisse getreten – und eine Konkurrenz durch die Unterhaltungsindustrie.

Die Vorbehalte, die jeder Expo seit geraumer Zeit entgegen gebracht werden, haben auch mit dem Medium selbst zu tun. Den Great Exhibitions und Expositions Universelles sind, erstens, im Laufe der Jahrzehnte die meisten ihrer Begründungen abhanden gekommen. In den ersten Jahrzehnten fungierten sie als Mustermessen, auf denen man sich über Produkte und Produzenten informierte. Seit gegen Ende des 19. Jahrhunderts internationale Fachmessen aufkamen, sind die Weltausstellungen von dieser Aufgabe entbunden. Frühere Expos waren, zweitens, Enzyklopädien der Menschheit. „Von dem einfache Geräte des täglichen Bedürfnisses bis zur complicirten Maschine“ wurde alles gesammelt, klassifiziert, zur Schau gestellt. Auch dieses Bedürfnis wird heute anderswo bedient - auf Buchseiten wie Websites. Wenn heute bei einer Expo Wissensvermittlung betrieben wird, dann fühlt man sich ständig der Unterforderung oder Überforderung ausgesetzt, und manchmal beidem zugleich. Dem intensiven Studium komplizierter Sachverhalte ist das Medium abträglich, das auf schnelle Wahrnehmung setzen muss – und kompliziert ist jede moderne Wissenschaft. Und drittens hat der Gegensatz zwischen nationaler Konkurrenz und internationaler Zusammenarbeit die gesamte Geschichte der Weltausstellungen geprägt. Schwer zu sagen, ob die World's Fairs insgesamt mehr dem großen Ziel gedient haben, das laut Prinz Albert, Schirmherr der ersten Expo, in der „Darstellung der Einheit der Menschheit“ lag, oder ob sie die Rivalität zwischen den Staaten befördert haben. Jedenfalls wichen die großen Ausstellungspaläste, die alles unter einem Dach gezeigt hatten, sehr bald den eigensüchtigen Pavillons, die von Staaten oder Großunternehmen errichtet wurden. Die Fülle der Exponate ließ sich nicht mehr in einem einzigen Gebäude vereinen. Doch war auch das symbolische, alles



Abb. 9: 2010 Shanghai, Spanischer Pavillon;
Quelle: www.expo2010.cn



Abb. 10: Shanghai 2010, Deutscher Pavillon
„Balancity“; Quelle: Koelnmesse
International GmbH.

einende Dach nicht mehr gefragt. Heute scheint der Widerstreit zwischen Globalismus und Nationalität entschärft. Die weltweit ähnliche Fassadenkosmetik der Länderdarstellungen tut ein Übriges. Reale Unterschiede scheinen nur mehr eine Art pittoresker Reiz in touristisch nutzbarer Landschaft zu bilden oder zu sein.

Letztlich benötigen die High-Tech-Spektakel, wie sie sich der Expos bemächtigt haben, keinen definierten Ort mehr. Digitale Bilderkatarakte lassen sich in jedem Schuppen entfesseln. Noch gibt es sinnlich erfahrbare Architektur, wie diese Expo zeigt – etwa den spanischen Pavillon, der sich in einem Schuppenkleid aus Weidengeflecht präsentiert. Im Brennpunkt freilich steht der chinesische Beitrag: Die sogenannte „Krone des Orients“ ist mit 63 Metern Höhe dreimal höher als die anderen Länderpavillons in Shanghai. Sie offenbart sich als komplexes Gebilde auf der Basis traditioneller chinesischer Elemente. Beginnend mit der Farbgebung, leuchtet der Bau in sieben verschiedenen Schattierungen des Gugong-Rot, das einst nur dem Kaiserlichen Palast vorbehalten war. Das Dach ist eine 30 Meter hohe Dougong-Struktur; hier allerdings aus Stahl. Auf den Spaßfaktor setzen die Holländer mit ihrer kunterbunten Architektur-Collage: Man geht eine spiralförmige Brücke hinauf, die von kleinen Häuschen gesäumt ist, in denen holländische Künstler ihre Werke präsentieren. Der österreichische Pavillon wurde als Gesamtkunstwerk aus Raum, Klang und Bildern konzipiert. Die Verkleidung der komplex gekrümmten Fläche – sie umfasst den gesamten Außenbereich und das Dach – vermittelt den Eindruck einer nahtlosen Oberfläche, obgleich das Gegenteil der Fall ist. Indem die Fassade mit zehn Millionen Porzellanfliesen besetzt ist, spielt sie zugleich auf die Tradition chinesischer Porzellanexporte nach Europa an. Deutschland tritt diesmal mit einer respektablen Architektur (Entwurf: Schmidhuber + Partner, München) an; der Pavillon symbolisiert mit seinen drei schwebenden, austarierten Kuben das Motto „Balancity“. Und selbst die Stadt Hamburg leistet sich einen eigenen Auftritt, der das klimafreundliche Bauen nicht nur thematisiert, sondern auch verkörpert: Der Pavillon ist wunderbarerweise sein eigenes Exponat: das erste Passivhaus in China.



Abb. 11: Shanghai 2010, 63 Meter hoher Chinesischer Pavillon „Krone des Orients“, Quelle: Baunetz.de.

Aber für multimediale Events braucht man keine Architektur mehr, nur Black Boxes. Dass die großen eitlen Menschheitsfeste an ihr Ende gelangt sein könnten, gehört seit dem 19. Jahrhundert ebenfalls zur Expo-Rhetorik. Es wäre nicht das erste Medium in der Kulturgeschichte, dessen Möglichkeiten sich erschöpft hätten. Vor allem nach der Pariser Expo von 1889, die ein Ort wirklicher Novitäten war, und der glamourösen Weltausstellung von 1900 kam Lamento auf. Aber das war Katzenjammer nach gelungenem Spektakel. Mit den Weltausstellungen ist es wie mit Fußball-Weltmeisterschaften und Olympischen Spielen. Irgendwann sind sie auf den kollektiven Wunschzettel gerutscht und existieren fort und fort, auch wenn man vergessen hat weshalb.

Dessen unbeeindruckt klammert sich jede veranstaltende Stadt an die Hoffnung, mittels Expo viele ihrer Probleme zu lösen. Zumal Großereignisse eine Art Patentlösung zu bieten scheinen, um sonst Unerreichbares zu verwirklichen. Sie helfen Gelder zu mobilisieren, politischen Druck aufzubauen, Zeitvorgaben einzuhalten, Ressourcen zu bündeln und einen – wie auch immer gearteten – Stadtumbau durchzusetzen. „Festivalisierung der Stadtpolitik“ haben die Soziologen Hartmut Häußermann und Walter Siebel das einmal treffend genannt.¹ Dafür wurde Shanghai gleichsam umgekrempelt, so wie dies auch Peking anlässlich der Olympiade 2008 erging. Es entstanden ein sechsspüriger Straßentunnel unter dem Bund, der historischen Uferpromenade, und hunderte Kilometer neuer U-Bahnstrecken, um die chronisch verstopfte Innenstadt beiderseits des

1 Hartmut Häußermann / Walter Siebel, Festivalisierung der Stadtpolitik, Stadtentwicklung durch große Projekte, Opladen 1993.



Abb. 12:
Shanghai 2010,
 Ansicht des Masterplans süd-
 westlich der Lupu-Brücke;
 Quelle: Koelnmesse
 International GmbH.

Huangpu zu entlasten. Obgleich stadtstrukturell längst überfällig, erweist sich dies nur als das notwendige Beiwerk für den eigentlichen Festakt. Und da geht es um Inszenierung, nicht um nachhaltigen Urbanismus. Ohne großes Federlesen wurde ein funktionierendes, unweit des Zentrums gelegenes Industrieareal zum Expo-Gelände bestimmt, die sozialen Kosten kompromisslos in Kauf genommen: 18.000 Familien wurden zum Umzug gezwungen. Gemessen daran mag man sich nicht recht freuen, wenn der chinesische Pavillon künftig ein Museum beherbergt oder auf dem – mit 5,3 Quadratkilometern überaus üppigem – Gelände später eine Konzerthalle sowie ein Konferenzzentrum Platz findet.

Rechenschaft darüber, dass große Ereignisse eher für sich selbst stehen, als dass sie Bausteine für eine übergeordnete und langfristig angelegte Stadtentwicklung darstellen, gibt man sich – damals wie heute – eher ungern, obwohl die Organisatoren der EXPO 2010 Shanghai „Better City, Better Life“ als Thema erkoren. Damit sollte dem Wunsch der Menschheit nach einem qualitätvollen und angemessenen Leben in den künftigen Städten Sorge getragen werden. Das aber ist vorerst eine bloße Deklamation. Freilich machte bereits das Hannoveraner Motto „Mensch-Natur-Technik“ deutlich, dass Zielsetzungen sehr vollmundig vorgebracht werden, um möglichst viele Interessen unter einen Hut zu bringen: verbaler Nebel, der sich insbesondere in der Vorbereitungsphase um Absichten und Inhalte legt.

„Commedia dell’Expo“ lautet der Titel des Buches über die seinerzeitigen Ambitionen Hannovers. Er weist auf das hin, was hinter dem Großereignis steht: ein politisches Schauspiel. Dem ist, wie die aktuelle Resonanz offenbart, ein großes Publikum gewiss. Ob es aber längerfristige und nachhaltige Effekte bringt – das wird sich erst zeigen, wenn die propagandistische Aufdringlichkeit sich gelegt hat.

Autorinnen/Autoren

CHRISTOPH FREYDORF ist Diplomsoziologe und beschäftigt sich in seiner Diplomarbeit mit dem Thema „Ordnungspolitische Überlegungen zu einer gleichberechtigten, freiheitlichen und effizienten Nutzung der natürlichen Ressourcen. Ist Privateigentum an natürlichen Ressourcen tatsächlich eine notwendige Voraussetzung für Privatwirtschaft und Markt? Kritik am liberalen Paradigma und Entwurf einer alternativen Regulierung mit gleichverteilter Ressourcen-Währung“.

WERNER HENNINGS, 2003-2009 Professor der Sozialgeographie am Zentrum für Transnationalisierung und Entwicklung, Fak. für Soziologie, Universität Bielefeld; Studienabschlüsse in Geographie, Romanistik, Allg. und Vergleichende Sprachwissenschaften sowie Pädagogik, Forschungsschwerpunkte in der Entwicklungs- und Stadtsoziologie, Feldforschungsaufenthalte in Afrika, SO-Asien und im Pazifik, insbesondere Samoa. Gegenwärtiger Forschungsschwerpunkt ist das Thema „Macht, Herrschaft und Raum“, ein Projekt mit Mitarbeitern aus Geschichte, Kulturwissenschaften, Geographie und Soziologie, das sich mit den europäischen Metropolen London, Paris und Rom beschäftigt.

Robert Kaltenbrunner; Dr., Dipl.-Ing. Architekt und Stadtplaner; zwischen 1990-1999 bei der Senatsverwaltung für Bau- und Wohnungs-

wesen in Berlin als Projektleiter für Wohnungsbaugroßvorhaben tätig; seit Januar 2000 Leiter der Abteilung „Bauen, Wohnen, Architektur“ des Bundesamtes für Bauwesen und Raumordnung (Bonn/Berlin). Zahlreiche Veröffentlichungen zu verschiedenen Themen des Planens und Bauens.

MARTIN KNÖLL; 2001 bis 2007 Studium der Architektur an der Universität Stuttgart; seit Mai 2009 Promotionsstipendiat der Landesgraduiertenförderung Baden-Württemberg und für 2009/11 Stipendiat der Kunstsparte Architektur an der Akademie Schloss Solitude. Derzeit Forschungsaufenthalt am Lansdown Centre for Electronic Arts der Middlesex University in London/Großbritannien, wo er sich mit interaktiven Medien und Gesundheitsservices beschäftigt.

ULRICH PANTLE; Freier Architekt in Ludwigsburg; studierte Architektur und Stadtplanung an der Universität Stuttgart; nach seiner Promotion 2003 Lehraufträge an verschiedenen Hochschulen; 2009 Forschungsstipendium am Georg-Eckert-Institut für internationale Schulbuchforschung in Braunschweig. Derzeit Vertretungsprofessur für Baugeschichte, Architekturtheorie, Architektursoziologie und Entwerfen an der Hochschule für Technik und Wirtschaft des Saarlandes/Schule für Architektur (SAS).

Forum

Werner Durth

Moderation des Wiederaufbaus Zum Leben und Werk von Hans Schwippert

Das Jahr 2009 gab vielerlei Anlass zum Rückblick auf die sechs Jahrzehnte seit der Gründung zweier deutscher Staaten, in denen ab 1949 höchst unterschiedliche Wege aus den Trümmerfeldern gesucht wurden, die der Zweite Weltkrieg hinterlassen hatte. Im Rückblick auf den grundlegenden Wandel der Wertorientierungen und Leitbilder, unter denen dem Wiederaufbau zerstörter Städte in der Bundesrepublik nach dem Ende des „Dritten Reichs“ Konsens und Richtung gegeben werden sollte, wurde in einer Reihe von Publikationen auch das Werk des Kölner Architekten Hans Schwippert neu entdeckt und breit gewürdigt, da er angesichts der Ruinen schon früh entscheidende Impulse zur kulturellen Selbstverständigung in der jungen Demokratie gegeben hatte.

Schon Ende Oktober 1944, „nach dem Fall Aachens“, schrieb Schwippert „vor der Übernahme der Baudirektion für die verwüstete und entvölkerte Stadt“ seine Beobachtungen und Gedanken nieder. Wie für viele andere waren ihm die Probleme des Aufbaus der Städte zu allererst mit Fragen einer neuen Moral verbunden und neue Städte nicht denkbar ohne Hass und Gewalt. „Nichts wird erreicht sein, wenn wir mit jeder Ruine, die wir aufräumen, mit jeder Straße, die wir ebnen, mit jeder Notbehausung, die wir zustande bringen, nicht gleichzeitig den inneren Schutt beseitigen, die seelischen und geistigen Wege bahnen und die

Wohnungen der Tugenden und des Verstandes wiedererrichten.“

Skeptisch fügte er hinzu: „Wir brauchen große Konzeptionen, man wird sie vertagen. Wir brauchen große Zielpunkte, man wird dem nächstgelegenen zulaufen. Wir brauchen Zusammenarbeit, man wird auseinander gehen. Wir brauchen Geduld, man wird ungeduldig fordern und erzwingen wollen.“ Die Skepsis steigerte sich in düstere Prophetie: „Rücksichtslosigkeit und Not in schlimmer Verbrüderung, Besitzgier und Armut in üblem Verein werden eine heillose Praxis machen und die Diktatur der halben und somit falschen Wirklichkeit wird durch ‚Wiederaufbau‘ den Aufbau zu verhindern suchen. Es geht uns um die rechtzeitige große Widerstandsbewegung gegen diese Diktatur und um die sofortige und gemeinschaftliche Wirksamkeit der stofflichen wie der seelischen und der sinngebenden Kräfte.“ Schwippert betonte: „Nur so bekommt Menschenwerk wieder Heimat und WÜRDE. Das ist es, was wir brauchen, Würde des Werks. Und wenn es nur die traurigen, aber unerlässlichen Werke des ersten, allerersten, dreckigen und fast trostlosen Aufräumens, Ordnen, Verwaltens und Arbeitens sind! Würde des Werks aber lebt nur aus der Würde des Menschen und die Würde des Menschen ist in der Würde seines Werks.“

Dieser Text, geschrieben 1944, erschien unter dem Titel „Theorie und Praxis“ 1947 im zweiten

Heft der neuen Zeitschrift *Baukunst und Werkform* mit einem Nachwort, in dem Schwippert seine Gedanken weiterführte: Um solche Würde der Menschen und ihres Gebauten Werks wieder erlangen zu können, müsse künftig „die richtige Mischung von Tatkraft und Demut, von Emsigkeit und Stille, von Zupacken und Hinhorchen gefunden werden“. Er forderte dazu eine Ausbildung aller am Bau Beteiligten mit dem Ziel, die „Kostbarkeit des Einfachen zu fördern und zu verwirklichen und ihre menschlichen gesellschaftlichen und werkhafte Voraussetzungen zu klären und zu lehren“, wie er 1950 in einer Konzeptschrift „Zum Aufbau der gestalterischen Erziehung“ schrieb.

Selbst der höchste Anspruch an *Baukunst* und die Schönheit der Städte sollte nicht abgelöst sein vom Alltag der Menschen, sondern in ihm wirksam werden, hatte Schwippert zur ersten Nachkriegs-Ausstellung des Deutschen Werkbunds in Köln 1949 erklärt: „Wir wünschen in den Künsten nicht eine Welt lebensferner Isolation, und wir beklagen und bekämpfen ihre Vereinsamung ebenso wie ihre fälschliche idealische Vergötzung. Wir wünschen zum andern ebenso wenig im so genannten täglichen Leben die schönheitsferne Verlassenheit häßlicher Städte, Bauten, Räume und Geräte und beklagen die niederträchtige Unterbewertung von Arbeit und Alltag. Alle Gestaltung der Welt, des Landes, des Lebens, der Bilder, der Dinge durch den Menschen hat in allen ihren Bereichen unauflöselichen Zusammenhang.“

Als vielseitig begabter Architekt und Produktgestalter, talentierter Redner und einflussreicher Vorsitzender des Deutschen Werkbunds seit dessen Neugründung 1950 hat Hans Schwippert die Baukultur der Bundesrepublik in ihren Nachkriegsjahrzehnten maßgeblich geprägt. Umso erstaunlicher ist, dass erste Schriften zum Leben und Werk des 1899 Geborenen erst weit nach seinem Tod erschienen: 1982 das von seiner Ehefrau Gerdamaria Schwippert herausgegebene Kompendium von Texten Schwipperts unter dem Titel „Denken,

Lehren, Bauen“, 1984 eine in der Schriftenreihe der Akademie der Architektenkammer Nordrhein-Westfalen und der Deutschen UNESCO-Kommission erschienene Würdigung, 1987 dann endlich eine Monografie zum architektonischen Werk, als Dissertation erarbeitet von Charlotte M.E. Werhahn auf der Grundlage des in München archivierten Teils des Nachlasses.

In den folgenden Jahrzehnten wurde in zahlreichen Artikeln und Überblicksdarstellungen zur Geschichte der Architektur, Stadtplanung und Produktgestaltung wiederholt die Bedeutung Schwipperts hervorgehoben, doch gaben erst die Vorbereitungen zum Gründungsjubiläum des Deutschen Werkbunds 2007 den Anlass dazu, dass den kritischen Kommentaren und Empfehlungen zur Entwicklung der Städte und Regionen in der jungen Bundesrepublik sowie zu Fragen des angemessenen Umgangs mit dem kulturellen Erbe erneut Aufmerksamkeit geschenkt wurde. In dem von Winfried Nerdinger 2007 herausgegebenen Katalogbuch „100 Jahre Deutscher Werkbund 1907/2007“ wird nachdrücklich auf die zentrale Position Schwipperts in den Nachkriegsdebatten hingewiesen.

In breiterer Perspektive beschäftigte sich aus gleichem Anlass der Werkbund-Gründung ein Forschungsteam um Gerda Breuer im Lehrstuhl für Kunst- und Designgeschichte der Bergischen Universität Wuppertal unter verschiedenen Fragestellungen intensiv mit Schwippert. Schon 2006 als Dissertation in Wuppertal vorgelegt, erschien 2007 das Buch „Hans Schwippert. Von der Werkkunst zum Design“, anschaulich und facettenreich geschrieben von der Düsseldorfer Architektin Agatha Buslei-Wuppermann als Anstoß zu einer weiterführenden „Würdigung von Schwipperts einzigartigem Gesamtwerk“. Diesem Anstoß folgten bald weitere Arbeiten. Gemeinsam mit Andreas Zeisig publizierte die Autorin 2008 eine Sammlung von Schriften Schwipperts unter dem Titel „Vom Machen und Brauchen“, und pünktlich zur 50-Jahrfeier der Eröffnung des Deutschen



Abb.:
Hans Schwippert erklärt
Theodor Heuss das Mo-
dell eines Schulbaus,
Darmstadt 1951.

Bundestages im September 1949 legten beide im Jahr 2009 das opulent illustrierte Buch „Das Bundeshaus. Architektonische Moderne und demokratischer Geist“ vor.

Ebenfalls zum Bundeshaus veröffentlichte im selben Jahr Gerda Breuer eine inzwischen mit Preisen ausgezeichnete Studie, die zusätzlichen Reiz gewinnt durch Auszüge aus dem Briefwechsel zwischen Konrad Adenauer und dem Architekten, der sich zeitweise heftigen und auch persönlichen Angriffen des Bundeskanzlers ausgesetzt sah. Der Einblick in diese Korrespondenz lässt die Spannungen ahnen, unter denen Schwippert seinen Gestaltungsanspruch gegen Adenauers Geschmack noch bis in die Details der Möblierung durchzusetzen suchte.

Wie ernst es Schwippert war, nicht nur die Formen der Repräsentation einer jungen Demokratie, sondern die gesamte Alltagskultur der Bundesrepublik durch eine gleichermaßen sozial wie künstlerisch ambitionierte Selbstbestimmung zu prägen, wird in einem anderen Buch deutlich, das im Frühjahr 2010 erschien. Die Spannweite der Tätigkeit des Architekten im ersten Nachkriegsjahrzehnt, in dem er

ab 1945 die Wiederbelebung des Deutschen Werkbunds betrieb und mit Kollegen wie Otto Bartning, Alfons Leidl und Rudolf Schwarz dessen Programmatik formulierte, schildert Gerda Breuer unter dem Titel „Moderation des Wiederaufbaus“, zugleich Untertitel des voluminösen Bands Hans Schwippert, in dem dieser Beitrag erschien. Herausgegeben von Gerda Breuer, Pia Mingels und Christopher Oestereich ist diese knapp 700 Seiten umfassende Publikation Ergebnis einer vielfältigen Forschungsleistung, die sich verschiedenen Themen und Phasen im Werk Schwipperts widmete; eine klug kommentierte Auswahl seiner Schriften ist im Anhang beigefügt.

Die Tätigkeit der jungen Architekten während der ersten Berufsjahre in Aachen und seine Verbindung mit Rudolf Schwarz untersucht Adam C. Oellers, der im folgenden Beitrag auch Schwipperts Eigenheimbauten der 1930er Jahre im „Spannungsfeld zwischen Bauhaus-Einflüssen und Traditionsbindung“ beleuchtet; eine ideengeschichtliche Betrachtung der Herkunft seiner „Ästhetik des Einfachen“, die Schwipperts gesamtes Schaffen als Leitmotiv durchzog, schließt Leif Hallerbach an. An die-

sem Thema erläutert Christopher Oestereich in seinem Beitrag subtil die Ambivalenz der Haltung Schwipperts im „Dritten Reich“, der einerseits die Mitgliedschaft in der NSDAP verweigerte und zum „System“ stets auf Distanz blieb, andererseits mit der Forderung nach einer neuen „Würde“ und schlichten „Ordnung“ der Dinge durchaus in das Schema einer totalitären Propaganda passte, die der Volksgemeinschaft Zucht und Ordnung verschrieb. Erstmals wird in diesem Buch nachdenklich und ohne Verklärungsabsicht auch im Fall Schwippert die Frage nach den diskreten Formen der später verschwiegenen Mittäterschaft gestellt, in der manche Heroen des Wiederaufbaus einigermaßen unangefochten die nationalsozialistische Gewaltherrschaft überlebten: Von Egon Eiermann bis Rudolf Schwarz reicht die Reihe jener, die trotz innerer Ablehnung des Regimes ihm durch ihre Tätigkeiten doch dienstbar waren – und wohl auch deshalb nach 1945 umso heftiger eine neue Moral der Bescheidenheit propagierten.

Wie diese „Haltung der Zurückhaltung“ in der kulturellen Selbstdarstellung der Bundesrepublik präsentiert wurde, erläutert Paul Sigel eindrucksvoll am Beispiel des von Schwippert maßgeblich beeinflussten Beitrags Deutschlands zur Weltausstellung in Brüssel 1958, für die Egon Eiermann und Sep Ruf ein fragiles

Ensemble gläserner Pavillons entwarfen. Auch zur erfolgreichen Beteiligung an der Weltausstellung in Montreal 1967, in der Frei Ottos beschwingte Zeltlandschaft das internationale Publikum überraschte, leistete Schwippert konzeptionelle Vorarbeit. Die Konsequenzen seiner inhaltlichen Auseinandersetzung mit den jeweiligen Bauaufgaben sind besonders prägnant im Kirchenbau nachzuvollziehen, wie Sandra Wagner-Conzelmann an höchst unterschiedlichen Projekten zeigt.

Erstaunt und mit wachsender Spannung kann der Leser die Breite und die Tiefe der Arbeit dieses Architekten erkunden, die im zweiten Teil des umfangreichen Buchs in Bildern und Texten noch weiter dargelegt wird. Der Folge der oben genannten Autorenbeiträge ist ein reich illustrierter Katalogteil mit den Werken Schwipperts angefügt, dazu auch die reichhaltige Auswahl aus seinen Schriften, denen die eingangs zitierten Texte entnommen sind.

Insgesamt liegt damit erstmals eine umfassende Würdigung des Gesamtwerks von Hans Schwippert vor, die weiteren Forschungen zur Baukultur der Nachkriegszeit hilfreiche Anregungen geben wird und praktizierende Architekten dazu motivieren kann, sich auch bei aktuellen Projekten im stets prekären Verhältnis von kulturellem Erbe und neuem Bauen je eigene geistige Grundlagen zu schaffen.

Literatur

Gerdamaria Schwippert (Hrsg.), Hans Schwippert. Denken Lehren Bauen, Econ Verlag, Düsseldorf und Wien 1982.

Charlotte M.E. Werhahn, Hans Schwippert 1899-1973. Architekt, Pädagoge und Vertreter der Werkbundidee in der Zeit des deutschen Wiederaufbaus, Diss. TU München 1987.

Winfried Nerdinger (Hrsg.), 100 Jahre Deutscher Werkbund 1907/2007, München 2007.

Agatha Buslei-Wuppermann, Hans Schwippert 1899-1973. Von der Werkkunst zum Design, München 2007.

Agatha Buslei-Wuppermann/Andreas Zeisig (Hrsg.),

Hans Schwippert. Vom Machen und Brauchen. Schriften zu Architektur und Gestaltung, Düsseldorf 2008.

Agatha Buslei-Wuppermann/Andreas Zeisig, Das Bundeshaus von Hans Schwippert in Bonn. Architektonische Moderne und demokratischer Geist, Düsseldorf 2009.

Gerda Breuer, Hans Schwippert. Bonner Bundeshaus 1949 (mit einer Auswahl aus dem Briefwechsel mit Konrad Adenauer), Tübingen/Berlin 2009.

Gerda Breuer/Pia Mingels/Christopher Oestereich (Hrsg.), Hans Schwippert 1899-1973. Moderation des Wiederaufbaus, Berlin 2010.

János Brenner

Parlamentssitz und Stadtentwicklung

Zur Geschichte des ungarischen Parlamentsgebäudes in Budapest

Ausländische Besucher der Hauptstadt Ungarns werden gelegentlich darüber verblüfft sein, dass sich das kleine mitteleuropäische Land ein derart üppiges Parlamentsgebäude leistet. Einem Bonmot von Cyril N. Parkinson zufolge befindet sich eine Institution beim Beziehen ihres „perfekten Hauptquartiers“ bereits auf dem absteigenden Ast – eine vielfach und cum grano salis auch für das ungarische Parlament zutreffende Beobachtung. Bereits 1918, sechzehn Jahre nach Bezug des Gebäudes, wurden Gebiet und Bevölkerung, die im Parlament repräsentiert waren, auf etwa ein Drittel reduziert; und was danach im Parlament zustande kam – von den „Judengesetzen“ vor 1945 bis zur scheinparlamentarischen Missachtung des Volkswillens während des Kommunismus nach 1945 –, war häufig auch nicht gerade das, was man sich an freiheitlichen und rechtsstaatlichen Leistungen von einem Parlament erwartet. Es gibt aber Lichtblicke: Ungarn ist seit 1990 eine parlamentarische Demokratie und seit 2004 Mitglied der Europäischen Union. Angesichts des zwanzigjährigen Jubiläums des säkularen Umbruchs von 1989/90 ist es gewiss nicht nur städtebaulich, sondern auch politisch von Interesse, wie der Sitz dieses seit 20 Jahren wieder aus freien, geheimen und allgemeinen Wahlen hervorgegangenen Parlaments entstanden ist und wie er mit der Stadtentwicklung von Budapest zusammenhängt. Dabei hat die erstaunliche Kontinuität der ungarischen Staatlichkeit den Vorteil, dass die wechselnden Sitze des Parlaments seit dem Spätabsolutismus – zumindest, was den Baukörper betrifft – erhalten sind und dem Betrachter eine unmittelbare Anschaulichkeit verschaffen. Zudem verdeutlichen die überlieferten ungebauten Entwürfe

einen originellen Querschnitt durch das Spitzenfeld der damaligen mitteleuropäischen Architekturszene.

Das jeweilige Raumprogramm ergab sich in seinen Grundzügen unmittelbar aus dem konstitutionellen System: Bis 1945 hatte Ungarn ein Zweikammern-Parlament. Das Unterhaus wurde in ständischer Zeit von den imperativ mandatierten „Gesandten“ der Komitate und Freistädte, nach den Verfassungsreformen 1848/67 von den Wahlkreisabgeordneten beschickt, während das Herrenhaus Domäne der Aristokraten und der hohen Geistlichen blieb. 1785 bezogen beide Häuser vorübergehend ein von Franz Anton Hillebrandt umgebautes Gebäude in Ofen (ung.: Buda). Während des Vormärz tagten die Stände überwiegend in Preßburg (slowak.: Bratislava; ung.: Pozsony) in der Nähe des in Wien residierenden Hofes, doch der politische Ruf nach einem ständigen Sitz in den (damals noch nicht vereinigten) Städten Buda-Pest wurde immer lauter. 1844 wurde ein internationaler Architektenwettbewerb ausgeschrieben; die Beurteilung der eingereichten Entwürfe fand allerdings nach Fristablauf nicht statt und wurde 1848/49 wegen des kriegerischen Konflikts zwischen dem Land unter seiner neuen politischen Führung und der Krone endgültig von der Tagesordnung genommen.

Es lohnt sich, einen Blick auf die ungebauten Pläne zu werfen. Am Wettbewerb haben sich immerhin Architekten wie van der Nüll und Siccardsburg, die späteren Architekten der Wiener Oper, oder Frigyes Feszl, nachmaliger Architekt der Pester Redoute und Stilbildner der ungarischen Nationalromantik, beteiligt. Eine im Bauvolumen weit über die Ausschreibung ausgreifende Lösung präsentierte der Ber-



Abb.: Ungarisches Parlamentsgebäude, Budapest; Foto: J. Brenner.

liner Architekt Friedrich Wilhelm Ludwig Stier: Anstelle von zwei Innenhöfen umschließen einander kreuzende Innenflügel im riesigen Gebäudeblock vier Höfe. Ein zentraler Sitzungssaal im Kreuzungspunkt steht für gemeinsame Sitzungen beider Häuser zur Verfügung – eine in der Ausschreibung gleichfalls nicht enthaltene, aber sich logisch aus der Parlamentspraxis ergebende, den Symmetriebedürfnissen entgegenkommende und offenbar von den meisten Wettbewerbsteilnehmern aufgenommene Anforderung.

Im einsetzenden politischen Tauwetter fand 1865 in aller Eile mit nur drei Teilnehmern ein eingeladener Wettbewerb für das Abgeordnetenhaus statt. Sieger wurde Miklós Ybl, späterer Architekt des Budapester Opernhauses. Das bescheidene, in der geschlossenen Bauflucht einer an den Garten des Nationalmuseums angrenzenden Straße errichtete Neorenaissance-Palais – heute Sitz des italienischen Kulturinstituts – wurde in einer Rekordbauzeit noch im selben Jahr bezugsfertig.

Unmittelbar danach haben sich die politischen Rahmenbedingungen grundlegend verändert. Der 1867 herbeigeführte „Ausgleich“ zwischen Krone und Nation ging zum einen einher mit dem Ausbau der Verfassungsorgane der konstitutionellen Monarchie, zum anderen mit dem Ausbau der 1872 vereinigten Städte Ofen (Buda), Pest und Altofen (Óbuda) zur Hauptstadt Budapest. Vor der förmlichen Vereinigung wurde allerdings vom Hauptprotagonisten beider hier genannten Prozesse, Ministerpräsident Graf Gyula Andrassy, eine bedeutende institutionelle Weichenstellung in die Wege geleitet: Mit dem maßgeblich von ihm vorangetriebenen Gesetz Nr. X/1870 wurde ein „Rat für öffentliche Arbeiten der Hauptstadt“ (Fővárosi Közmunkák Tanácsa) gegründet. Aufgaben dieser gemischten, staatlich-städtischen Kollegialbehörde – in welcher zunächst der Ministerpräsident selbst den Vorsitz führte – waren die städtebauliche Gesamtplanung und der Ausbau der Infrastruktur der neuen Hauptstadt, auch und gerade in bewusster Konkurrenz zu

Wien. Neben dem Generalbebauungsplan als dem damals wichtigsten stadtentwicklungspolitischen Instrument betraf dies insbesondere die Hauptstraßen, die Donaubrücken und Kais und nicht zuletzt die Bauten für Parlament und Regierung. Der Rat hatte zur Verwirklichung seiner Aufgaben ein eigenes Budget und war hoheitlich auch als Obere Bauaufsichtsbehörde sowie Enteignungsbehörde tätig. Wenn man so will, kann man auch über eine frühe Parallele zum Hauptstadtbeschluss des Deutschen Bundestages und dessen Umsetzung in Gestalt der Bauten für Bundestag, Bundesrat und Bundesregierung in Berlin reden.

Das Problem des Sitzes der Volksvertretung war damit allerdings zunächst noch nicht gelöst. Das Herrenhaus tagte im Festsaal des Nationalmuseums, und es fehlte an Ausschussräumen und an Funktionsräumen für die rasch wachsende und sich professionalisierende Parlamentsverwaltung. Nicht zuletzt trieb aber das Repräsentationsbedürfnis der politischen Elite, mit dem man es Österreich „so richtig zeigen“ wollte, zum Handeln an. Der Dualismus in Österreich-Ungarn mit den jeweiligen Parlamenten und Regierungen verlangte auch nach Gremien für die parlamentarische Kontrolle der für die gemeinsamen Angelegenheiten eingerichteten Ministerien (Außen-, Kriegs- und Finanzministerium). Österreich-Ungarn übte damals schon den Umgang mit supranationalen Institutionen, die allerdings zum Teil (und man muss wohl hinzufügen: zu Unrecht) ähnlich unpopulär waren wie jene der Europäischen Union heute. Der Sitzungssaal für die „Delegationen“ (so hießen die – übrigens für die beiden Reichshälften getrennt tagenden – Ausschüsse für die gemeinsamen Ministerien) wurde folglich Teil des Raumprogramms für den 1882 ausgeschriebenen Wettbewerb zum Neubau des Parlamentsgebäudes. Fraktionsräume waren, obwohl das Parlament parteipolitisch schon deutlich differenziert war, nicht vorgesehen. Für die Ausschreibung zeichnete eine Baukommission verantwortlich, der neben Mitgliedern

beider Häuser auch Vertreter der Ministerien, der Architektenschaft und der Hauptstadt Budapest angehörten und dem erstauflerlicherweise nicht ein Parlamentarier, sondern der Ministerpräsident vorsah. Die Auslobung sah je einen Sitzungssaal für die Abgeordneten (444 Plätze), das Herrenhaus (300 Plätze), eine gemeinsame Halle, Empfangsräume für die Präsidenten der Häuser und die Mitglieder der Regierung, sieben Ausschuss-Sitzungsräume für das Abgeordnetenhaus und drei solche für das Herrenhaus, ein Restaurant, eine Bibliothek und diverse Büroräume für die Parlamentsverwaltung vor. Die Auslobung enthielt sich ausdrücklich stilistischer Vorgaben. Obwohl für den Teilnehmerkreis keine nationalen Beschränkungen galten, wurde die Auslobung leicht manipulativ bis auf den Pester Lloyd, eine in Budapest erscheinende angesehene deutschsprachige Zeitung, ausschließlich in ungarischsprachigen Zeitungen veröffentlicht. Dementsprechend gingen kaum Entwürfe aus dem Ausland ein, wenn man einmal Österreich nicht als Ausland betrachtet. Die beiden unterschiedlichen angebotenen Bauplätze – beide an der Donau, der eine annähernd quadratisch, der andere parallel zum Fluss langgestreckt – erschwerten die Vergleichbarkeit. Diese Erschwernis hat offenbar auch dem Verfasser des einzigen ausgereiften Entwurfs für den fast quadratischen Bauplatz, Alajos Hauszmann, zum Nachteil gereicht: Sein Entwurf bleibt auf der Strecke.

Einen konsequent durchdachten und fast schon theatralischen Entwurf – theatralischer als der Entwurf der gleichfalls teilnehmenden Theaterspezialisten Fellner und Helmer – präsentierte der damals noch am Beginn seiner Karriere stehende Wiener Architekt Otto Wagner. Die beiden Sitzungssäle waren hier als apsidiale Abschlüsse der beiden Gebäudeschmalseiten angeordnet und erinnern bis in die Exedra hinein an die Theaterbauten Gottfried Sempers. Die weite Entfernung beider Sitzungssäle voneinander kostete Wagner möglicherweise den Sieg. Ein riesiges Palladio-Motiv

bezeichnete an der Donauseite die Mitte, gegenüber zur Platzseite öffnete sich das Hauptportal mit Portikus, über der quadratischen zentralen Halle erhob sich eine große Kuppel.

Von allen diesen, mehr oder weniger der Formensprache der Neorenaissance verbundenen Entwürfen hebt sich der Siegerentwurf von Imre Steindl ab. Er zeigt einen gotischen Aufriss über einem fast barocken, symmetrischen Grundriss, der auf der Ostseite tief in den angrenzenden Platz hineingreift, diesen dominiert. Das langgestreckte Gebäude wendet sich mit seiner Schaufront der Donau zu und wird von einer mächtigen Kuppel überragt. Die beiden Sitzungssäle sind jeweils um ein Geschoss aus der Hauptkubatur hervorgehoben. Beim schließlich realisierten Gebäude fehlt die im Wettbewerbsentwurf noch vorgesehene leichte Brechung der Längsachse des Gebäudes, mit der es der Biegung der Donau gefolgt wäre – dadurch bekommt das Gebäude einen etwas akademisch-steifen Charakter.

Den politischen Ausschlag für diesen Entwurf dürfte eine Äußerung eines der Bauausschussmitglieder, des früheren Ministerpräsidenten und Außenministers Graf Andrassy gegeben haben, der die Parallele zum neugotischen Londoner Parlamentsgebäude zog und

behauptete, dass Ungarn neben England die älteste Verfassungstradition in Europa habe und folglich sein Parlament gleichfalls in neugotischer Formensprache errichten solle. So ist das Gebäude zu guter Letzt zu einem der vertrauten städtebaulichen Akzente Budapests mit „Postkartenqualität“ geworden – auch wenn der Vergleich mit Westminster zwar nicht so sehr architektonisch, sondern vor allem politisch ziemlich großspurig sein dürfte. Betrachtet man die Stadtentwicklung Budapests während der francisco-josephinischen Epoche, kommt man allerdings zum Schluss, dass die Stadt ohne das intensive stadtentwicklungspolitische Engagement der politischen Klasse des Landes nicht jene wirtschaftliche und städtebaulich-gestalterische Bedeutung erlangt hätte, die ihren inneren Teil später zum Weltkulturerbe qualifiziert hat. Aus eigener Kraft alleine hätte die Stadt trotz ihrer zweifellos vorhandenen Standortvorteile vermutlich nur einen wesentlich bescheideneren Entwicklungspfad einschlagen können – eine Erkenntnis, die wesentlich vom Parlamentsgebäude mit veranschaulicht wird. Sicherlich wird jede Hauptstadt stark von der Anwesenheit der „classe politique“ des Landes mitgeprägt – Budapest wurde aber erst durch sie geschaffen.

Literatur

Attila Déry, A Fővárosi Közmunkák Tanácsa (1870-1948). Egy független városrendező hatóság (Der Rat für Öffentliche Arbeiten 1870-1948 (Eine unabhängige Städtebaubehörde), in: *Budapesti Negyed*, Jg. 9 (1995), H. 3.
Eszter Gábor/Mária Verő (Hrsg.), *Az ország háza*. The House of the Nation. Ausstellungskatalog ung./ engl., Budapest 2000.

Gábor Preisich, Die Bedeutung der Ringstraße für Wien und Budapest, in: *Berichte zur Raumforschung und Raumplanung*, Jg. 22 (1978), H. 6, S. 32 ff.
László Siklóssy, *Hogyan épült Budapest? (Wie wurde Budapest erbaut?)*, Budapest, 1931.
Gyula Szekfü, *A magyar állam életrajza*, Budapest 1917 (deutsch unter dem Titel „Der Staat Ungarn. Eine Geschichtsstudie“, Stuttgart 1917).

Theresia Gürtler Berger / Johann Jessen

Tagungsbericht: Sanierung der Sanierung

Internationale Städtetagung der Arbeitsgemeinschaft Die alte Stadt vom 6.-8. Mai 2010 in Limburg an der Lahn

Fast vierzig Jahre liegen inzwischen bei vielen historischen Stadtkernen die Anfänge ihrer Sanierung zurück. Dies gilt auch für zahlreiche Mitgliedstädte der Arbeitsgemeinschaft „Die Alte Stadt“. Im Jahre 1971 wurde das Städtebauförderungsgesetz erlassen und damit auch die systematische Förderung der Stadtsanierung durch Bund und Länder begonnen. Die Arbeitsgemeinschaft hat von Beginn an diesen Prozess mit Tagungen, Veröffentlichungen und Kommentaren begleitet. Nach Abschluss der Sanierungsmaßnahmen hat sich in vielen Städten verständlicherweise das kommunalpolitische, bürgerschaftliche und auch fachlich-planerische Interesse an der Altstadt und ihrer Zukunft vermindert und sich anderen Feldern zugewandt. Die Aufgabe galt als gelöst und erledigt, man widmete sich neuen Themen und anderen Stadtgebieten.

Manche der Sanierungsmaßnahmen haben sich regelrecht erschöpft. Viele der vor Jahrzehnten sanierten Stadtkerne sind inzwischen zumindest in Teilen wieder erneuerungsbedürftig. Neue Problemlagen sind hinzugekommen und nicht jede der damaligen Maßnahmen erzielte den gewünschten Effekt. Diese Ausgangslage trifft besonders auf die Altstädte zu, mit deren Erneuerung besonders früh begonnen wurde: bei den eigentlichen Pionieren unter den Sanierungsgemeinden. Immer mehr Kommunen sehen sich gezwungen, nach Jahren der Zurückhaltung sich wieder stärker ihrer sanierten Altstadt zuzuwenden. In manchen Städten hat man bereits mit der Sanierung der Sanierung begonnen: Fußgängerzonen werden neu gepflastert und möbliert, Plätze und Parks wieder hergerichtet, die Verkehrserschließung



Abb.: Limburg 1985: Römer 2, 4, 6;
Foto: Walter Flögel.

und das Parkplatzangebot an veränderte Anforderungen angepasst. Der Arbeitsgemeinschaft „Die Alte Stadt“ erschien es an der Zeit und überaus lohnend, sich dieses Themas anzunehmen. Einen besser geeigneten Tagungsort als Limburg an der Lahn ließ sich hierfür kaum denken, denn die Stadt, die in diesem Jahr den 1100. Jahrestag ihrer Gründung feiert, gehört ohne Frage zu den ersten Pionieren der Altstadtsanierung in der Bundesrepublik.

Schon im Abendvortrag mit dem programmatischen Titel „Zukunftsperspektive Alte Stadt“ stimmte der Fachjournalist und Architekturhistoriker *Jürgen Tietz* aus Berlin mit der Distanz des sympathisierenden, zugleich kritischen Beobachters in die Thematik ein. Zunächst entwickelte er einige sehr bildhafte mögliche Zukunftsszenarien unserer Altstädte zwischen „Verfall und Verkitschung“. Damit die Altstädte als wertvolles kulturelles Erbe lebendige Gegenwart bleiben, müssten sie sich ändern können: Sie müssten sich den neuen Herausforderungen stellen, die aus dem Struk-

turwandel des Einzelhandels, den Anforderungen des Tourismus, dem demographischen Wandel und den ökologischen Notwendigkeiten erwachsen; die damit verbundene Ausartierung konkurrierender Ansprüche könne aber nur gelingen, wenn die Alten Städte zu einer Aufgabe aller Bürger werden. In diesem Sinne könnten die Alten Städte, die sehr oft ihren Bürgern, sei es als „Museum“, als „Frei-licht-Shopping-Center“ oder gar als „Touristenfalle“, fremd geworden seien, erneut wieder „Heimat“ werden.

Im Mittelpunkt der Tagung standen die Städte und Gemeinden, die sich inzwischen wieder intensiv mit der Erneuerung ihrer erneuerten Altstadt befassen müssen oder wollen. Den Einstieg in die Tagung bildete der Bericht von *Holger Pietschmann*, Gesellschafter im Ingenieurbüro Plan und Praxis (Berlin), über „Die langfristigen Wirkungen der Städtebauförderung in historischen Altstädten“. Er konnte sich dabei auf eine kürzlich abgeschlossene Studie stützen, die sein Büro im Auftrag des Bundesbauministeriums durchgeführt hatte. Empirische Grundlage der Studie bildeten Fallstudien von insgesamt 27 Sanierungsmaßnahmen, die das gesamte Gebiets- und Gemeindegrößenspektrum abdeckten, in dem die klassische Städtebauförderung in den letzten Jahrzehnten zum Zuge kam. Pietschmann fokussierte seine Ausführungen auf die zwölf Klein- und Mittelstädte im Untersuchungssample und konnte insgesamt ein positives Resümee ziehen. Die Sanierungsmaßnahmen hätten, wenngleich im Einzelfall mit jeweils unterschiedlicher Reichweite, maßgeblich dazu beigetragen, dass die Ortskerne in den vergangenen Jahrzehnten erfolgreich revitalisiert wurden: Sie seien funktional an die heutigen Anforderungen angepasst, baulich-räumlich aufgewertet und gleichzeitig in ihrer historischen Substanz bewahrt und nicht zuletzt ökonomisch stabilisiert worden. Die Zentren seien als Handels- und Geschäftszentren, als kulturelle Mitte und als Ziel des Fremdenverkehrs gestärkt worden und im Bewusstsein der Stadtbevölkerung fest verankert (Image-

effekte). Auch hätte die lokale Wirtschaft von der Durchführung der Sanierungsmaßnahmen profitiert. Damit hätten die Sanierungsmaßnahmen „einen wichtigen Grundstein für die heutige Renaissance der Innenstädte gelegt“. Schließlich verwies der Referent auch auf die mittelbaren positiven Wirkungen der Sanierungsmaßnahmen, etwa auf die langfristigen Lernimpulse für die Planungsorganisation und Planungspraxis in den Sanierungsgemeinden (z.B. Handhabung der Bürgerbeteiligung oder Mobilisierung von Fördermitteln). Bei dem Blick in die Zukunft bestätigte der Referent die Aktualität des Tagungsthemas: Zu den Ergebnissen der Studie gehörte auch die Erkenntnis, dass die Sanierung sich als Daueraufgabe erwiesen habe. Allerdings sei, so die Einschätzung, damit zu rechnen, dass mittelfristig deutlich weniger Finanzmittel hierfür verfügbar sein werden.

Die aktuellen Problemlagen in den Altstädten haben sich deutlich aufgefächert. Manche Altstadtkerne leiden buchstäblich an überbordender Attraktivität, andere Altstädte weisen wieder die Funktionsschwächen auf, die durch die Sanierung für einige Jahrzehnte behoben worden waren. Dieses Spektrum wurde in den ersten beiden Fallberichten der Tagung aufgespannt. Geradezu eine Chiffre für den ersten Typ ist die Heidelberger Altstadt als buchstäblich weltweit ausstrahlender Mythos der romantischen deutschen Stadt. Durch Feste, Märkte, Touristenströme und jugendliche Partygänger werden deren öffentlichen Räume extrem beansprucht. Insbesondere an den Wochenenden und in den Abendstunden fühlen sich viele Altstadtbewohner, die sich im Zuge der Sanierung vor Jahren bewusst für das Wohnen in der Altstadt entschieden hatten, nicht mehr „zu Hause“. Die Konflikte zwischen Wohnen, Universitätsbetrieb, Einzelhandel und Freizeitnutzung nehmen an Schärfe zu und beschäftigen wieder die Gemeindepolitik. Unter dem bezeichnenden Titel „Zu attraktiv? Die überbeanspruchte Altstadt“ berichtete Frau *Annette Friedrich*, Leiterin des

Stadtplanungsamts, über die Strategien der Stadt Heidelberg: einerseits deren Attraktivität weiter zu steigern, vor allem durch die Reorganisation des innerstädtischen Verkehrs und der dadurch möglichen Neugestaltung des Neckarufers, und gleichzeitig die problematischen Folgen der hohen Nutzungsdichte und konkurrierenden Nutzungsansprüche von Bewohnern, Hochschule, Ladeninhabern, Fern- und Nahtouristen sowie Einzelhandelskunden zu dämpfen.

Als ein Beispiel für eine sanierte Altstadt, deren Attraktivität sinkt und die einen neuerlichen Entwicklungsimpuls benötigt, wurde Schwäbisch-Gmünd vorgestellt. Der Einzelhandel hat dort an Boden verloren. Läden stehen leer oder sind unternutzt, traditionelle Familienbetriebe geben auf, die Zahl der Altstadtbewohner ist rückläufig. Gleichzeitig nimmt die ethnische und soziale Segregation zu. Die Altstadt ist im Begriff, in der Bürgerschaft das durch die Sanierung einst gewonnene gute Image wieder zu verlieren. Baubürgermeister *Julius Mihm* beschrieb die enormen Anstrengungen der Stadt, eine neue Dynamik zu erzeugen. Schlüsselprojekt ist hier die geplante Landesgartenschau 2014. Der Bereich zwischen Bahnhof und Altstadt wird neu geordnet, Verkehrsbarrieren werden beseitigt, neue Nutzungen etabliert und ein Grüngürtel in der Stadt gestärkt. Ein weiterer Impuls geht von einem EU-Projektantrag im Rahmen der URBACT II-Stadtentwicklungsnetzwerke aus. Schwäbisch-Gmünd hat als Mitglied eines Projektverbundes von insgesamt zehn europäischen Gemeinden mit historischen Stadtzentren seine Arbeit für eine umfassende planerische Altstadtkonzeption neu aufgestellt: Akteure und Verantwortliche vor Ort erarbeiten gemeinsam in einer Local Support Group/Arbeitsgruppe Altstadt die strategischen Ziele und konkreten Maßnahmen, um strukturelle Probleme mit langem Atem lösen zu können. Mit diesem Local Action Plan für die gesamte Altstadt soll das historische Stadtzentrum als Wohn- und Einzelhandelsstandort gestärkt werden.“ Der regelmäßige internatio-

nale Austausch von Gemeinden mit ähnlichen Problemlagen wird als inspirierend und hilfreich erfahren.

Ein Fokus aktueller Sanierungsbemühungen ist das Nachjustieren alter Planungen, das als zweiter Schwerpunkt in der Tagung gesetzt wurde. Manche Sanierungsmaßnahmen, die man vor Jahrzehnten für richtig und erforderlich hielt, haben Fakten geschaffen, die man im Nachhinein bedauern mag, die aber zum Ausgangspunkt heutiger Konzepte gemacht werden müssen. Dies gilt insbesondere für viele der seinerzeit getroffenen Verkehrslösungen. Nicht jedes damals errichtete Parkhaus oder großstäbliche Kaufhaus am Rande der Altstadt kann heute noch gefallen oder wird heute noch gebraucht. Bewusst wurden in diesem Kontext mit Idar-Oberstein an der Nahe und mit Halberstadt Städte aus West und Ost gegenübergestellt. Vor Jahrzehnten war die Umgestaltung der beiden Innenstädte mit massiven Eingriffen in die Substanz verbunden. Konfrontiert mit den groben Hinterlassenschaften früherer Planungen widmen sich beide Städte mit großem Engagement wieder ihrer Altstadt. *Christine von der Burg*, Leiterin des Stadtbauamts von Idar-Oberstein, referierte über die Umgestaltung der „in die Jahre gekommenen“ Fußgängerzone im Stadtteil Oberstein. Erst durch die „berühmt-berüchtigte Naheüberdeckung“ Mitte der 1970er Jahre war die Fußgängerzone möglich geworden. Abgenutztes Straßenmobiliar, das so gar nicht zum Selbstverständnis einer „Edelstein-Stadt“ passen will, eine Kaufhausbrache und Ladenleerstände stehen dafür, dass das ohnehin „überdehnte“ Zentrum in der Einzelhandelskonkurrenz mit der Peripherie an Boden verloren hat. Gestützt auf ein Stadtentwicklungskonzept hat die Stadt ein Bündel von Maßnahmen vorbereitet: Die Fußgängerzone soll von altem Mobiliar entrümpelt und erneuert werden. Der Stadtkern soll durch bessere Zuwegung und Leitsysteme mit den umliegenden Wohnquartieren und den touristischen Zielen der Umgebung enger verknüpft werden. So genannte „funktionale Trittsteine“ sollen die

als „zu lang“ erfahrene Fußgängerzone stärker gliedern und für die Besucher fassbarer und attraktiver machen. Um die Maßnahmen umzusetzen, hat sich die Stadt, um Förderung aus dem neuen Bund-Länder-Programm „Aktive Stadt- und Ortszentren“ beworben.

Unter dem sprechenden Titel „Die drei Sanierungen der Altstadt von Halberstadt“ gab **Stephanie Rudel**, die für die Stadterneuerung verantwortliche Planerin, zunächst einen Abriss der jüngeren Stadt- und Sanierungsgeschichte, die wechselhafter kaum sein könnte. Nach furchtbaren Kriegszerstörungen, flächenhaften Abrissen bei gleichzeitigem Plattenneubau zu DDR-Zeiten folgten eine behutsame Erneuerung der verbliebenen Altbaubestände sowie der Neubau des ausgelöschten Stadtzentrums mit Rathaus an historischer Stelle in den 1990er Jahren. Seit zehn Jahren schlägt der massive Bevölkerungsverlust von fast 20% seit 1990 auch auf die Funktionsfähigkeit der Innenstadt durch. Mittlerweile werden nicht mehr alle innerstädtische Bauten und Flächen nachgefragt. Halberstadt ist eine der 19 Städte der Internationalen Bauausstellung Stadtumbau Sachsen-Anhalt, in denen mit Unterstützung der Stiftung Bauhaus Dessau neue strategische Konzepte für „schrumpfende Städte“ gesucht und erprobt werden. Das Motto für den IBA-Beitrag der Stadt Halberstadt lautet „Kultivierung der Leere“. Stephanie Rudel stellte einige der insgesamt acht zum Teil sehr unkonventionellen, gleichwohl sehr wirkungsvollen Aktionen und Eingriffe vor, die den Bürgern einen neuen Blick auf ihre Altstadt eröffnen und die Chancen der „Leere“ nahe bringen sollten.

Die Stabilisierung des Einzelhandels ist in vielen Altstädten ein zentrales Thema und zugleich eine der schwierigsten Aufgaben der Sanierung der Sanierung, für die es keine Standard-Rezepte geben kann. In vielen Fußgängerzonen ist der „Lack“ ab, die Krise der Kaufhäuser ist auch eine Krise der Altstadtkerne. Das Bundesland Hamburg hat 2005 als erstes die gesetzlichen Grundlagen für die Einrichtung von Business Improvement Districts

(BID) geschaffen. **Margit Bonacker**, Geschäftsführerin von Konsalt in Hamburg, berichtete von ihren Erfahrungen mit diesem Instrument in Hamburg-Harburg. Dort wurde der Fußgängerzone „Lüneburger Straße“ durch das von ECE neu errichtete Phoenix-Center in unmittelbarer Nachbarschaft ein fast tödlicher Schlag versetzt. Konsalt, das sich schon als verantwortlicher Träger für die erfolgreiche Revitalisierung der Oberen Bergstraße in Altona einen Namen gemacht hatte, ist in Harburg als Aufgabenträger im Auftrag der Stadt Hamburg tätig und hat dort die Einrichtung des BID organisatorisch, konzeptionell und kommunikativ vorbereitet. Durch die Verpflichtung der Geschäftsinhaber und Grundeigentümer auf ein im Dialog entwickeltes Aufwertungs-, Organisations- und Marketingkonzept und die enge Kooperation mit der Handelskammer, der Stadtverwaltung und auch mit dem ECE Phoenix-Center soll die Harburger Innenstadt als Geschäftszentrum wieder konsolidiert werden. Das bisher Erreichte lässt hoffen, dass dies auch gelingen wird.

Der Bürgermeister der Gastgeberstadt Limburg **Martin Richard** stellte aktuelle Projekte der Innenstadtentwicklung in die lange Tradition der Altstadtsanierung, auf die die Stadt zurückblicken kann. Limburg gehörte von Beginn zu den Vorreitern der Erhaltenden Erneuerung. Die fortdauernde Sanierung der zum Teil bis in das 13. Jahrhundert zurückgehenden Fachwerkbauten stellt sich als Lernprozess dar, der bis heute anhält, wie auch die anlässlich der 1100-Jahrfeier im Alten Rathaus gezeigte Ausstellung „Momente der Veränderung. Sanierungsjahre in Limburg – der neue Blick auf die Altstadt“ illustrierte. Eine Besonderheit der Limburger Innenstadt ist das Nebeneinander einer so genannten Neustadt, der eigentlichen City mit Rathaus, Stadthalle, Kaufhäusern und Fachhandel einerseits und andererseits der historischen Altstadt mit Dom, kleinen Touristenläden, Gastronomie und Galerien, die sich in die Altbaustruktur fügen. Um die überragende Stellung Limburgs als Mittelzentrum zu

erhalten und auszubauen, hat die Stadt die Gelegenheit genutzt, nach Schließung des Bundesbahn-Ausbesserungswerks den Standort in unmittelbarer Bahnhofsnähe zu einem dritten Nukleus der Limburger Innenstadt umzugestalten. Hierzu wurden die eindrucksvollen Werkhallen erhalten und sehr zurückhaltend für die neue Nutzung als Einzelhandels- und Gewerbezentrums umgerüstet. Das Projekt konnte sich auf ein abgestimmtes Einzelhandels- und Innenstadtkonzept stützen und wurde aus dem Hessischen Landesprogramm „Aktive Kernbereiche“ gefördert. Der erste Abschnitt der WERKStadt, so der werbeträchtige Name des neuen Einzelhandelsstandorts, wurde im Sommer 2009 eröffnet und bietet unter einem Dach Platz vor allem für Lebensmittel- und Drogeriefachmärkte sowie für kleinere Läden, gastronomische Betriebe und Freizeitangebote. Ein zweiter Abschnitt ist geplant. Um Synergieeffekte zu erzielen, liegt ein wichtiger Schwerpunkt der öffentlichen Maßnahmen darin, die drei Standorte Neustadt, historische Altstadt und WERKStadt, durch neue Wege, Leitsysteme und aufgewertete öffentliche Räume enger miteinander zu verzahnen.

Ein weiterer Themenschwerpunkt der Tagung war die Sanierung des sanierten Baubestands. Manche Objektsanierung ist aus jetziger Sicht nicht fachgerecht ausgefallen. Große Probleme bereiten zudem die steigenden energetischen Sanierungsanforderungen. Das einzelne Bau- und Denkmal, aber auch das schutzwürdige Erscheinungsbild der Altstadt, gerät in Bedrängnis. Zwei öffentliche Belange, Denkmalschutz und Klimaschutz stehen in Konflikt zueinander. *Wolfgang Weber*, im Stadtplanungsamt von Lübeck zuständig für die Altstadterneuerung, gab einen Überblick über die Modernisierungs- und Neubauvorhaben in der Lübecker Altstadt (seit 1987 UNESCO-Weltkulturerbe) der letzten Jahre. Ein Fokus lag auf dem Umgang mit der Architektur des Wiederaufbaus der im Zweiten Weltkrieg zerstörten Teile der Altstadt. Als eine weitere Lübecker Besonderheit strich der Referent die hohe kritische Aufmerksamkeit der

Bürgerschaft gegenüber jeder Veränderung im einzigartigen historischen Baubestand der Altstadt heraus, die nahezu jedes Einzelprojekt begleitet. Bisher gibt es in der Lübecker Altstadt nur wenige sanierte Altbauten, die inzwischen wieder erneuert werden müssen, weil sie nicht instand gehalten wurden oder weil die damaligen baulichen Maßnahmen nicht sachgerecht durchgeführt wurden.

Sehr grundsätzlich mit dem Thema der energetischen Erneuerung im Bauwesen befasste sich *Günter Pfeifer*, Professor für Baukonstruktion an der TU Darmstadt, der sich mit seinen alternativen Konzepten zur gängigen Praxis der energetischen Sanierung von Baubeständen bundesweit einen Namen gemacht hat. Entsprechend beliebte er es nicht bei einer leidenschaftlichen Kritik an der aktuellen Strategie der energetischen Sanierung, die sich im Wesentlichen im Einpacken von Häusern mit dicken Dämmstoffschichten erschöpft. Er stellte vielmehr seine von ihm so genannte kybernetische Methode der energetischen Ertüchtigung dagegen. Ausgehend vom individuellen Objekt vernetzt er regionale Baukultur- und -tradition, die vorgegebene Raumstruktur, Konstruktion, Material mit Rückgewinnungsenergien (Abwärme, Sonneneinstrahlung, Belüftung). Eindrucksvoll illustrierte er seine kybernetischen Methoden an einer Auswahl eigener Bauten wie dem Rathaus von Lössach.

Den Abschluss der Tagung bildete der Vortrag von Ministerialrat *Armin Keller* von der Obersten Bayerischen Baubehörde über die „Veränderungen in der Förderlandschaft der Stadterneuerung“. Neben der demnächst auslaufenden klassischen Städtebauförderung, die die Altstadtsanierung in ihren Anfängen getragen hat, sind auf Bundes- und Länderebene bekanntlich weitere Programme und Instrumente hinzugekommen. Zuletzt das Programm „Aktive Stadt- und Ortsteilzentren“, das auf zahlreiche ähnlich gerichtete Länderinitiativen aufbaut. Demnächst will der neue Bundesbauminister das Programm für „Klein- und Mittelstädte“ auf den Weg bringen. Diese Sprei-

zung der Förderprogramme und ihre grundsätzliche Befristung, die eine der Konsequenzen der Föderalismusreform ist, werden von Ländern und Kommunen kritisch beäugt. Keller verwies darauf, dass es darüber hinaus durchaus starke Unterschiede zwischen den Ländern in der Förderpraxis gibt. Etwa zwischen denen, die die so genannte „Schaschlik“-Förderung, also die gleichzeitige Förderung einer Maßnahme aus verschiedenen Programmtöpfen pflegen, und anderen wie Bayern, die nur „sortenrein“ fördern.

In der Diskussion auf der Tagung überwoogen deutlich die kritischen Stimmen zur Programmvielfalt, die den Gemeinden einen enormen Verwaltungsaufwand aufbürde und jene mit geringer Verwaltungskraft deutlich überfordere. Neben der Synopse über die Programme stellte Keller anhand zahlreicher gelungener Sanierungsbeispiele die besondere bayrische Förderpraxis vor, darunter das Programm „Leben findet innen Stadt“. Der Fokus liegt hier auf der öffentlich-privaten Kooperation der Standortentwicklung in den Kernbereichen. Besonders beeindruckend war auch das Spektrum der Sanierungsmaßnahmen im strukturschwachen ländlichen Raum.

Wie die Berichte aus den Städten auf dieser Tagung zeigten, ist die Sanierung der Sa-

nierung historischer Kerne bereits in vollem Gange, auch wenn sie kaum so gesehen oder so genannt wird. Selbstverständlich ist die erneute Sanierung keine schlichte Wiederauflage. Man hat es mit anderen Aufgaben und Akteuren zu tun. Die Problemlagen haben sich außerordentlich aufgespreizt. In manchen Städten schlägt bereits der demographische Wandel als entscheidende Rahmenbedingung durch, in anderen ist die Altstadt vor allem als Einzelhandelsstandort nicht mehr konkurrenzfähig. Wiederum andere Altstädte werden überbeansprucht und leiden an ihrer Attraktivität. In der Heidelberger Altstadt geht es um die „Kultivierung der Nutzungskonkurrenz“ in der Halberstadter Altstadt um die „Kultivierung der Leere“. Für die „Sanierung der Sanierung“ gibt es dementsprechend kein festes Repertoire: Jede Stadt muss ihre eigenen Schwerpunkte setzen. Das Fazit der Tagung in einem Satz: Die Erneuerung der Altstädte war eine Erfolgsgeschichte und damit sie eine bleibt, muss sie laufend und individuell fortgeschrieben werden.

Es ist beabsichtigt, eine Auswahl der Tagungsbeiträge in einer der nächsten Ausgaben der Zeitschrift „Die alte Stadt“ als Themenheft „Sanierung der Sanierung“ zu veröffentlichen.

Besprechungen

RUDOLF BENL (Hrsg), *Das Stadtarchiv Erfurt. Seine Geschichte, seine Bestände (Veröffentlichungen des Stadtarchivs Erfurt 2)* Erfurt: Stadtarchiv 2008, Abb., 398 S.

Das Stadtarchiv ist das städtische Gedächtnis. Hilfsmittel unterrichten über seinen Umfang und seinen Inhalt. Sie sind unverzichtbar, wenn man mit Quellen zu arbeiten wünscht.

Das neue Buch über das Erfurter Stadtarchiv orientiert sich am „Wiegand“, dem 1962 in zweiter, erweiterter Auflage erschienenen Bestandsverzeichnis mit vorangestellter Übersicht über die Geschichte der Stadt, deren Verfassungs- und Verwaltungs- sowie Archivgeschichte. Im „Wiegand“ hatte die von Archivleiter Fritz Wiegand (1895-1982) geschaffene Gliederung ihren Niederschlag gefunden. Seither hat der „Wiegand“ vielen Benutzern zuverlässig Auskunft gegeben. An sich hätte er in dritter, erneut erweiterter Auflage vorgelegt werden können. Oder die Kraft hätte in eine zeitgemäße elektronische Präsentation fließen können. Statt dessen eine Neufassung des „Wiegand“ im doppelten Umfang. An der Spitze steht der „Überblick über die Geschichte der Stadt Erfurt“ (S. 15-26), die ebenso wie der sich anschließende „Abriss der Verfassungs- und Verwaltungsgeschichte der Stadt“ (S. 27-87) und die „Geschichte der Archive der Stadt und des Stadtarchivs Erfurt“ (S. 89-143) von Rudolf Benl verfasst sind; manche ins einzelne gehenden, akribisch nachgewiesenen Angaben vermutet man eher in einer Spezialstudie, während man andere, verfassungsgeschichtlich zu Buche schlagende Sachverhalte vermisst, die der „Wiegand“ bietet. Ihn weiterhin zu benutzen ist daher, wie Benl selbst schreibt, durchaus geraten. Der eigentliche Wert des Buches be-

steht in der von Benl und seinen Mitarbeitern auf dem neuesten Stand gebotenen Beständeübersicht. Vergleicht man sie mit der im „Wiegand“, fällt auf, dass etliche Sachgruppen sowohl in ihrem Umfang als auch in ihrer Laufzeit erweitert, andere überhaupt neu gebildet wurden; selbst neue Bestandsgruppen mussten geschaffen werden, um nach 1990 das Schriftgut der Stadtverordnetenversammlung und des Rates der Stadt oder der zumeist eingegangenen Erfurter Betriebe aufzunehmen. Weiterhin sind durch schriftliche und bildliche Nachlässe und Hinterlegungen die Bestände des Archivs in der jüngsten Zeit stark angewachsen. Die Benutzung einzelner Bestandsgruppen erleichtern bereits elektronisch aufbereitete Findmittel. Auf zwei Flüchtigkeitenfehler in dem hervorragend ausgestatteten, jedem Archivbesucher sehr zu empfehlenden Buch sei hingewiesen: auf S. 43 Anm. 55 muss es „1483“ statt „1583“ heißen, im letzten Satz auf S. 143 ist das erste „hier“ durch „wird“ zu ersetzen.

Ulman Weiß, Erfurt

MARC VON DER HÖH, *Erinnerungskultur und frühe Kommune. Formen und Funktionen des Umgangs mit der Vergangenheit im hochmittelalterlichen Pisa 1050-1150 (Hallische Beiträge zur Geschichte des Mittelalters und der Frühen Neuzeit, Band 3)* Berlin: Akademie Verlag 2006, 57 Abb., 529 S., 69,90 €.

Die vorliegende Untersuchung wurde als Dissertation an der Universität Halle-Wittenberg 2003/2004 abgeschlossen. Der Verfasser hat in

seiner Einleitung die bisherige Forschung vorgestellt, dazu geht er auf die Anfänge der kommunalen Erinnerungskultur in Italien ein, zeigt den Zusammenhang zwischen Erinnerungskultur und Kommune auf und ebenso die Struktur städtischer Kommunikationsräume. Die eigentliche Untersuchung zerfällt in zwei Abschnitte. Der erste gilt der „frühen kommunalen Geschichtsschreibung“, wobei sich die beiden Unterabschnitte mit den „Erinnerungsbeständen“ und mit den „Deutungen des Erinnernten“ befassen. Im ersten Unterabschnitt greift der Teil A die Pisaner Annalistik auf, wobei die einzelnen Werke, aber auch die annalistische Inschrift der Domfassade, vorgestellt werden. Die Entstehung der Pisaner Annalen des 11. Jahrhunderts wird umfassend behandelt und der Zusammenhang der frühen Annalen mit der Stadtgeschichte ausführlich erörtert.

Der Teil B widmet sich der Geschichtsschreibung mit dem *Carmen in victoriam Pisanorum* und dem *Liber Maiorichinus* sowie den Inschriften in der Stadt. Die Teile C und D greifen die *Gesta triumphalia per Pisanos facta* und die Sammlungen des Guido auf. Der letzte Teil E gibt die Ergebnisse und erste Interpretationen der Befunde. Im zweiten Unterabschnitt „Deutung des Erinnernten“ behandelt der Verfasser die Geschichtsdichtung, ihre Bedeutung im Geschichtsbild und die Geschichtstheologie ausgehend von der Entstehungszeit und ihren Autoren.

Im Abschnitt „Geschichte im Stadtraum – Die Stadt als Erinnerungsraum“ befassen sich erste „Vorüberlegungen“ mit den Überlieferungssträngen und der Methodik der Entstehung der Monumente sowie den Trägern der Erinnerungskultur; es folgen Untersuchungen zum Komplex der *Porta Aurea* mit den Inschriften, zur Kirche *San Sisto*, zum Komplex des Domplatzes, zu den Inschriften im kommunalen Kontext von Pisa und schließlich zu den nicht schriftlichen Monumenten im Stadtraum.

In seiner Arbeit hat der Verfasser die in der zweiten Hälfte des 11. Jahrhunderts scheinbar aus dem Nichts heraus entstehenden umfang-

reichen Quellen zur Stadtgeschichte zusammengetragen und dabei auch die Auseinandersetzung mit der städtischen Geschichte in Inschriften, *Votivstiftungen*, *Trophäen* aus den Kämpfen mit den Sarazenen und die antiken *Spolien* aufgegriffen und in seine Interpretation einbezogen. Die Stadt wird für den Verfasser zu einem Erinnerungsraum. Die Voraussetzung und Funktion der unterschiedlichen Formen im Kontext der frühkommunalen Phase der Stadtgeschichte werden so vielfach herausgestellt. Über Pisa hinaus entstehen aber auch neue thematische Zugänge und Erkenntnisse über die frühe kommunale Erinnerungskultur. Der Verfasser hat eine umfassende Arbeit über die Entwicklung der städtischen Historiographie in Italien an einem sehr guten Beispiel vorgelegt. Es wäre von großer Bedeutung, wenn in nicht all zu ferner Zeit vergleichbare Untersuchungen auch zur Historiographie deutscher Städte unter Einbeziehung der historischen Inschriften erscheinen würden.

Immo Eberl, Ellwangen/Tübingen

FRANZ J. FELTEN (Hrsg.), *Städtebünde – Städtetage im Wandel der Geschichte* (Mainzer Vorträge 11), Stuttgart: Franz Steiner Verlag 2006, 9 s/w. Abb., 120 S., 18,- €.

Der vorliegende Band geht auf eine Vortragsreihe des Instituts für Geschichtliche Landeskunde an der Universität Mainz 2004 anlässlich der Gründung des Rheinischen Städtebundes vor 750 Jahren und das 100jährige Bestehen des Deutschen Städtetages 2005 zurück. Nach einem einleitenden Vorwort des Herausgebers befasst sich Gerold Bönnes, der Wormser Stadtarchivar, mit dem Rheinischen Städtebund von 1254/1256 und dessen Voraussetzungen, seiner Wirkungsweise und seinem Nachleben.

Matthias Puhle stellt die Frage, ob die Hanse als Bündnis, Gemeinschaft oder vielleicht so-

gar als Vorläufer Europas angesehen werden kann und erläutert diese Darstellung eingehend. Peter Blickle richtet sein Augenmerk auf die Bündnisse zwischen ländlichen und städtischen Gemeinden und ihre Bedeutung für die Entstehung der Eidgenossenschaft, während Jürgen Herres die rheinischen Städte und ihr Verhältnis zum preußischen Staat im 19. Jahrhundert betrachtet. Gunnar Schwarting führt die Diskussion der Städtebünde mit seinem Vortrag zum 100. Geburtstag des Deutschen Städtetages fort.

Die Beiträge heben die große Bedeutung der Städtebünde oder Zusammenschlüsse von Städten heraus, um in den verschiedensten Zeitaltern ihre jeweils regional und zeitlich verschiedenen Interessen zu wahren und zum Wohl ihrer Einwohner durchzusetzen. Der Band richtet sich in seinem Inhalt mehr an die allgemeine Öffentlichkeit denn an die Fachwelt. Doch sind die in den einzelnen Beiträgen erzielten Ergebnisse auch für diese von Bedeutung. Der weite Horizont der einzelnen Betrachtung verschiebt die Sehweise teilweise. Ein auf das 13. Jahrhundert beschränkter Band hätte sicher mehr Aussagen enthalten können als dieses zeitlich bis in die Gegenwart reichende Werk, das den Fachhistoriker weniger anspricht als die allgemeinere gebildete Öffentlichkeit.

Immo Eberl, Ellwangen/Tübingen

HOLGER STARKE (Hrsg.)/UWE JOHN (Mitarbeit), *Geschichte der Stadt Dresden. Band 3: Von der Reichsgründung bis zur Gegenwart 1871-2006*, Stuttgart: Theiss Verlag 2006, 366 z.T. farbige Abb., 984 S., 49,90 €.

Der abschließende dritte Band der umfassenden Stadtgeschichte Dresdens ist den beiden vorausgehenden Bänden rasch gefolgt. In vier Kapiteln wird in ihm die wechselvolle Geschichte der Stadt seit der Reichsgründung von 1871

dargestellt. Es handelt sich um die erste wissenschaftliche Bearbeitung dieses Zeitraums in der Stadtgeschichte Dresdens überhaupt, was dem Band besonderes Gewicht verleiht. Die vier Kapitel der Untersuchung verdeutlichen die Vielschichtigkeit der Entwicklung, aber auch die tiefen Brüche, die die Stadtgeschichte mit den beiden Weltkriegen und den beiden Diktaturen ertragen musste. Das erste Kapitel behandelt den Zeitraum „Dresden im Kaiserreich 1871-1918“. Das Werden der Großstadt mit der Entwicklung der Politik und Verwaltung, die Stellung als Verkehrs- und Wirtschaftszentrum, die Entwicklung der Architektur, Kirche und Religion, sowie die Kulturmetropole mit Bildung und Wissenschaft, aber auch die Bedeutung als Reformzentrum werden ebenso umfassend erörtert, wie die verschiedenen Lebenswelten der Stadt im Kaiserreich. Das Kapitel schließt mit der Darstellung des Ersten Weltkrieges und der Novemberrevolution.

Das zweite Kapitel ist dem anschließenden Zeitraum bis 1945 gewidmet, wobei der grundsätzliche, thematische Aufbau dem vorausgehenden weitgehend entspricht, um erst mit dem Beginn der verbrecherischen Nazidiktatur ab 1933 die neue Entwicklung aufzunehmen, wobei die evangelische und katholische Kirche eigene Unterkapitel erhalten, was sich mit dem Schul- und Gesundheitswesen sowie dem Alltagsleben fortsetzt. Das Kapitel endet mit der Geschichte der Stadt im Zweiten Weltkrieg, an dessen Ende am 13. Februar 1945 das alte Dresden weitgehend vernichtet wurde.

Das folgende Kapitel der Stadtgeschichte zwischen 1945 und 1990 geht in ebenfalls weitgehend gleicher thematischer Aufgliederung auf die Geschichte der Stadt im Zeitalter der DDR ein. Die Vorgänge in Dresden 1953 und die Studentengruppe, die 1959 verhaftet wurde, zeigen, dass sich Teile der Gesellschaft der Repression der ideologisch starren, verbrecherischen Maßnahmen gegen die Bevölkerung durch die Kommunisten nicht beugte. Auch im Wiederaufbau der Stadt wurden die Pläne des „Sozialistischen Dresdens“ von Persönlichkeiten wie Fritz Löffler

und Hans Nadler teilweise verhindert. Das Kapitel „Stagnation, Krise und friedliche Revolution“ über das Ende der DDR schildert die Befreiung der Stadt aus den Fängen des heute in den neuen Bundesländern immer noch von vielen verniedlichten SED-Regimes und leitet über zum vierten und letzten Kapitel, das Dresden als Landeshauptstadt des wieder erstandenen Freistaats Sachsen behandelt und in kurzen Zusammenfassungen die in den vorausgehenden Kapiteln behandelten Themen nochmals aufgreift. Die Stadt erhielt in dieser Zeit ihre Stellung als Verwaltungs- und Wirtschaftszentrum des Landes zurück. Bedauerlicherweise erörtern die Autoren die Gründe für das Wachstum der SED-Nachfolgepartei PDS und ihrer Strukturen nur am Rande, obwohl die Stadtgeschichte hier breiten Raum gegeben hätte. Während in der Zeit des Nationalsozialismus klare Wertungen gegeben sind, bleibt die Darstellung hier nur im Deskriptiven stecken. Eine Gefahr, der die unmittelbar erlebte Zeitgeschichte natürlich immer unterliegt.

Im Anhang des Bandes finden sich die wissenschaftlichen Anmerkungen, das Abkürzungs- und Literaturverzeichnis sowie ein umfangreiches Personen- und Ortsregister, das den Band erschließt. Hinzuweisen ist auch auf die in den Umschlagseiten abgebildeten Pläne der Stadt und eingemeindeten Orte. Mit dem vorliegenden Band ist die dreibändige Stadtgeschichte Dresdens abgeschlossen und eine Stadtgeschichte geschaffen worden, die modernen Anforderungen genügt. Das Vorliegen einer solchen Untersuchung ist gerade für die neuen Städte in der ehemaligen DDR von großer Bedeutung, da sie wissenschaftlichen Vorbildcharakter besitzt.

Immo Eberl, Ellwangen/Tübingen

RENATE KASTORFF-VIEHMANN, *Meilensteine der Architektur. Baugeschichte nach Personen, Bauten und Epochen*, Stuttgart: Kröner-Verlag 2010, zahlr. Abb., 580 S., 26,90 €.

Ein Lexikon der Baugeschichte als Taschenausgabe, wie ist das möglich? Der in Erstauflage im Frühjahr 2010 erschienene Band 347 im Kröner-Verlag „Meilensteine der Architektur. Baugeschichte nach Personen, Bauten und Epochen“ macht es im handlichen Format möglich. Bei 580 Seiten Umfang und bei 67 ausführlichen Architektenprofilen muss das Buch auf eine Vielzahl von Abbildungen verzichten. Der baulich interessierte Leser muss bekannte Gebäude mitdenken, aber das schadet dem Buch nicht – schließlich ist es ein Nachschlagewerk und keine Hochglanzpublikation. Die Entscheidung zugunsten von mehrheitlich gezeichneten Architekturen hat der Verlag gut getroffen, wobei die Abbildungen aus Yarwood Doreens Buch „The Architecture of Europe“ besonders schön sind: das Rathaus von Dudok in Hilversum oder die Berliner Nationalgalerie von Mies, Meilensteine in doppeltem Briefmarkenformat.

Trotz der kleinen Schriftgröße ist es ein Lesevergnügen: Das Buch ermöglicht durch die gute strukturelle Ordnung sowohl den schnellen, informativen, Fakten liefernden Zugriff auf Personen, Bauten und Epochen als auch das vertiefende Nachlesen, um die Person des Architekten als auch das „Atmosphärische“ einer Epoche zu erfassen.

Der Aufbau des Buches ist für jede Epoche gleich: Einführungen mit grau hervorgehobenen Wissens-Kästen, die das Wichtigste zusammenfassen; Porträts der Architekten und deren Wirken – gegliedert in Bauten, Architektur, Theorie, Schriften und Nachwirkung. Diese straffe Gliederung ermöglicht ein gezieltes, schnelles Auffinden von Informationen und gleichzeitig ein vertiefendes Studium.

Nach diesen sachlich präzisen Epochenbeschreibungen leuchtet im anschließenden „Architekten-Kapitel“ genau das durch, was das

Besondere dieses Architekturlehrbuches ausmacht: das Leben und Wirken des Erfinders, den klugen Kopf des Gebäudes. Dieses „auf Tuchfühlung mit dem Baumeister gehen“, egal um welchen Zeitgenossen es sich handelt – ob 400 Jahre vom Leser entfernt oder kürzer –, ist das Erfrischende an diesem Buch. Die persönliche Sichtweise und die Formulierungen der Autorin bewirken, dass man das Buch auch länger als nur für ein kurzes Nachschlagen zur Hand nimmt. Entgegen dem Klappentext „Nachschla-

gebuch oder Lesebuch“ würde die Rezensentin also eher „Nachschlagebuch *und* Lesebuch“ formulieren. Der Einstieg zur Person des Architekten ist meist über Rand-Ereignisse spannend gewählt, etwa der Große Brand von London bei Christopher Wren; bei Gaudi wird über die bei seiner Beerdigung anwesende Personenzahl – 80.000 Menschen – die Verehrung des spanischen Architekten deutlich gemacht.

Sigrid Aberg-Watzlawik, Essen